1,60 DM / Band 78
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen

Henry Wolf

Das Ende der Blutgötter

Belgien F 30 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 30 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Das Ende der Blutgötter

Damona King Nr. 78

von Wolfgang Hohlbein

erschienen am 08.02.1982

Das Ende der Blutgötter

Der Tod schwebte unsichtbar über dem Dorf. Das Verderben war nicht zu hören, nicht zu sehen oder auf irgendeine andere Art zu erahnen, und doch ballte es sich wie eine riesige dunkle Wolke über dem halben Hundert ärmlicher Hütten zusammen.

Als es schließlich über das Dorf hereinbrach, geschah dies mit der Plötzlichkeit eines Tropengewitters – eine gigantische, lodernde Feuersäule schoß aus dem Zentrum des Ortes in den Himmel, tauchte die Hänge der umliegenden Berge für Sekunden in kalkiges weißes Licht und erlosch. Augenblicke später kehrte wieder Ruhe ein. Und es blieb still. Keiner der Dorfbewohner stürzte aus dem Haus, um nach der Ursache des plötzlichen Lärms Ausschau zu halten. Es war, als hätte niemand den berstenden Donner und den höllischen Blitz bemerkt. Das Dorf lag still und friedlich da, als wäre nichts geschienen. Die einzige Veränderung waren die fünf flachen Tümpel im Zentrum des Dorfplatzes, in denen eine dunkelrote, zähe Flüssigkeit brodelte. Und doch war etwas geschehen. Etwas, an dessen Ende die Welt anders aussehen würde als jetzt; ganz egal, wie es ausging. *Der Sturm auf Yor-Marathaar hatte begonnen!*

Mike Hunter gähnte, drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und ließ sich seufzend in den gemütlichen Kaminsessel zurücksinken. Er wirkte müde; unter seinen Augen lagen schmale dunkle Ringe, und sein Gesicht machte einen abgekämpften Eindruck. Seine Finger zitterten unmerklich, als er den Ordner zuklappte, in dem er die letzten fünfundvierzig Minuten geblättert hatte.

»Genug für heute«, murmelte er. »Man kann es mit dem Arbeiten auch übertreiben.«

Damona sah von ihrem Buch auf und lächelte flüchtig. Sie hatte es sich auf der anderen Seite des Kamins bequem gemacht, ein Buch zur Hand genommen und darin gestöbert. Aber so richtig konzentriert gelesen hatte sie nicht. Es war das erste Mal seit Wochen, daß sie Zeit für sich selbst gefunden hatte; ein paar Stunden, in *denen* sie nicht von einem Abenteuer zum nächsten oder von einer halb erledigten Arbeit zur anderen hetzen mußte. Aber jetzt, als sie endlich einmal aus dem schon fast alltäglichen Streß heraus war, wollte sich die erhoffte Entspannung nicht so recht einstellen.

»Bist du durch?« fragte sie.

Mike tippte mit dem Zeigefinger auf den Ordner und zog fragend die Stirn kraus. »Damit?« Er lächelte wehmütig. »Mit einem Siebenundzwanzig-Millionen-Auftrag ist man nicht nach drei Tagen durch. Ich habe nicht einmal richtig angefangen.«

Damona klappte ihr Buch zu und stand auf. Das flackernde Kaminfeuer zeichnete weiche rote Lichtreflexe auf den schimmernden Seidenstoff ihres Negliges. »Du solltest Romano die Arbeit überlassen«, sagte sie.

Mike lachte leise. »Ich weiß – er ist ganz heiß darauf. Hat mich heute dreimal angerufen und gefragt, ob er mir helfen kann. Aber er wird noch mehr zu tun bekommen, als ihm lieb ist. Ist dir klar, daß das unser bisher größtes Projekt wird?«

Damona nickte, ging zu Mike hinüber und fegte den Aktenordner mit einer beiläufigen Handbewegung von seinem Schoß. »Schluß jetzt«, sagte sie streng. »Auch ein Held braucht mal Ruhe.«

Mike wollte sich nach dem Ordner bücken, aber Damona schlug ihm spielerisch auf die Hand und ließ sich dann mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn fallen. Der Sessel ächzte vernehmlich, während Mike bloß die Augen verdrehte und wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappte.

»Willst du mich umbringen?« ächzte er.

Damona schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn flüchtig auf die Stirn und kuschelte sich dann mit geschlossenen Augen an seine Schulter.

»Dich kann man gar nicht umbringen«, sagte sie schläfrig. »Das ist schon oft genug versucht worden. Ich fürchte, ich werde dich ertragen

müssen, bis ich alt und grau bin. Außerdem möchte ich jetzt nicht von unangenehmen Dingen reden. Und erst recht nicht von Arbeit. Du kannst von mir aus Morgen weiter deinen Flughafen planen, aber heute…«

Ein helles Klirren drang durch die geschlossene Tür der Bibliothek herein und ließ Damona mitten im Satz abbrechen. Sie öffnete die Augen, stützte sich auf der Sessellehne ab und richtete sich mit einem Ruck auf.

»Was war das?«

Mike zuckte die Achseln. »Hörte sich an, als wäre irgendwo Glas zu Bruch gegangen«, sagte er. »Vielleicht ist eines der Dienstmädchen mit einem Tablett gestürzt.« Er versuchte Damona von seinem Schoß zu heben, ächzte und sank verblüfft zurück.

Die große, hölzerne Doppeltür der Bibliothek hatte sich wie von Geisterhänden bewegt geöffnet. Aus der Empfangshalle drang dunkelrotes, blutiges Licht herein.

»Was…«, machte er. »Was ist denn jetzt schon wieder los?«

Damona schüttelte unwillig den Kopf und stand endgültig auf. Sie warf Mike einen halb fragenden, halb ängstlichen Blick zu und ging dann mit vorsichtigen Bewegungen zur Tür. Mike folgte ihr.

Der Anblick, der sich ihnen bot, ließ sie beide verblüfft zurückprallen.

Die riesige, hohe Eingangshalle von Kings Castle war von blutigrotem Licht erfüllt. Grelle, flackernde Elmsfeuer huschten über den Boden und die Wandteppiche, züngelten über die alten Ritterrüstungen, die rechts und links des Hauptportals aufgestellt waren und leckten an den Treppenstufen empor. Aber alles dies nahmen Damona und Mike nur am Rande wahr. Ihre Aufmerksamkeit war ganz auf den hohen, goldgerahmten Spiegel an der Südwand gerichtet.

Der magische Spiegel!

Und er war zu geisterhaftem, magischem Leben erwacht. Damona sah ihr eigenes und Mikes Spiegelbild, seltsam verzerrt und von den blutroten Lichtreflexen in Flammen gebadet. Aber außer diesen Spiegelbildern waren da auch noch andere – Bilder von Gesichtern, von Händen, von Körpern, Visionen, die in irrsinnigem Tempo wechselten und den Spiegel zu einem irrsinnigen Kaleidoskop werden ließen.

Damona bewegte sich wie unter einem inneren Zwang auf den Spiegel zu. Mike wollte Sie am Ärmel festhalten, aber die junge Frau ging einfach weiter, als hätte sie die Berührung gar nicht gespürt.

Der Stoff ihres Negliges zerriß, und Mike starrte einen Sekundenbruchteil lang verblüfft auf den Seidenfetzen in seiner Hand, ehe er seine Geistesgegenwart wiederfand und hinter ihr herstürzte.

Sie hatte den Spiegel fast erreicht, als er sie einholte.

Hinter der silberglänzenden Oberfläche begann sich langsam eine Gestalt abzuzeichnen. Die große, gebückte Gestalt eines weißhaarigen alten Mannes.

»Nikolaos!« keuchte Mike verblüfft.

Der Blick des Sehenden Wächters bohrte sich für den Bruchteil eines Augenblickes in seinen. Der alte Mann nickte unmerklich.

»Damona King! Mike Hunter!« sagte er leise. Seine Lippen bewegten sich nicht beim Sprechen. Die Worte schienen direkt in Damonas und Mikes Köpfen zu entstehen.

»Die Sehenden Wächter sind in Gefahr!« sagte Triadi. »Das Böse hat zum entscheidenden Schlag gegen die Mächte der weißen Magie angesetzt! Wir brauchen eure Hilfe!«

»Wir helfen dir!« sagte Damona rasch. »Sag uns nur, wie, und…«

Triadi brachte sie mit einer raschen Handbewegung zum Verstummen. Seine Gestalt flackerte. Unsichtbare Wellen schienen über die gläserne Oberfläche des Spiegels zu gleiten. Triadis Gesicht verzerrte sich und wurde zu einem Moment zu einer grinsenden Grimasse.

»Für lange Erklärungen ist keine Zeit«, sagte er hektisch. »Wenn ihr bereit seid, euer Leben für uns in die Waagschale zu werfen, dann kommt.«

Damona trat einen Schritt auf den Spiegel zu. Ihre Finger berührten seine Oberfläche und tauchten darin ein.

»Aber das Risiko ist hoch«, sagte Triadi. »Ich kann nicht garantieren, daß ihr den Kampf überleben werdet. Was ihr auch tut – ihr tut es freiwillig.«

Statt einer Antwort trat Damona vollends in den Spiegel hinein.

Ihre Gestalt flackerte kurz, dann tauchte sie auf der anderen Seite des magischen Tores auf.

Mike zögerte nur einen Herzschlag lang. Dann folgte er ihr.

***

Der Weg zum Dorf hinauf erschien Costa an diesem Morgen steiler und beschwerlicher als sonst. Er schleppte sich mit müden, trägen Bewegungen über den schmalen Bergpfad, blieb auf halbem Wege stehen und ließ sich auf einen Felsblock sinken, um Atem zu schöpfen. Sein Herz hämmerte. Er war am vergangenen Nachmittag aufgebrochen, um nach einer entlaufenen Ziege zu suchen. Aber er hatte keinen Erfolg gehabt. Das Tier war irgendwo in der zerklüfteten Berglandschaft am Fuße des Yor-Marathaar verschwunden und wahrscheinlich würde er es nie wiedersehen. Ein harter Schlag für den alten Ziegenhirten und seine Familie. Sie hatten ohnehin nur neun Tiere, und der Verlust des Bocks brachte den Bestand der kleinen Herde ernsthaft in Gefahr.

Costa faltete die Hände, starrte einen Moment lang den Streifen grauer Dämmerung an, der über den Horizont emporkroch, und blinzelte dann zu der mächtigen Silhouette des Yor-Marathaar hinauf. Er war im Schatten des Berges aufgewachsen, aber all die Jahre hatten nichts daran geändert, daß ihn jedesmal ein seltsam zwiespältiges Gefühl beschlich, wenn er an das Felsenkloster auf dem Gipfel des Berges dachte. Die Sehenden Wächter wohnten dort oben – eine kleine Gruppe alter Männer, von denen im Dorf wenig mehr als ihre Namen bekannt waren. Costa wußte, daß sie niemandem ein Leid tun würden und ganz für ihren Glauben lebten. Aber trotzdem waren sie ihm unheimlich. Die Menschen im Dorf mieden sie. Manchmal kam einer von ihnen aus seiner steinernen Festung herab, um Schafskäse, Brot und Wein zu erstehen, und selbst bei diesen seltenen Gelegenheiten behandelten die Einwohner des Dorfes sie mit einer Mischung aus Respekt und vorsichtiger Zurückhaltung.

Costa seufzte, stand auf und machte sich an die letzte Etappe des Weges. Er spürte jede Stunde, die er durch die zerklüftete Steinwüste geirrt war, wie eine Zentnerlast auf seinen Schultern. Er war aus dem Alter für solche Exkursionen längst heraus. Er würde das Tier aufgeben müssen. Irgendwie würden sie den Verlust schon verwinden.

Der Weg beschrieb eine scharfe Biegung, schlängelte sich dann zwischen zwei zyklopischen Felssäulen hindurch und stieg dann in gerader Linie zum Rand des Plateaus hinauf.

Costa blieb abermals stehen, als er den Rand des steinernen Plateaus erreicht hatte. Das Dorf lag still und einsam vor ihm; vierzig ärmliche, strohgedeckte Hütten, die sich wie schutzsuchend aneinander drängten und vor der gigantischen Kulisse des Yor-Marathaar unglaublich verloren wirkten. Eigentlich war es schon fast zu still.

Costa spürte, wie seine Müdigkeit verging und einem Gefühl angespannten Mißtrauens wich. Das Dorf dürfte nicht so still sein. Die Häuser lagen da wie die Gebäude einer verlassenen Geisterstadt.

Normalerweise war das Leben in Komoxanthi um diese Uhrzeit bereits erwacht. Die Sonne würde in weniger als einer halben Stunde über den Bergkämmen erscheinen, und eigentlich sollte der Dorfplatz jetzt schon vom Gegacker der Hühner und dem Lärmen der Kinder erfüllt sein. Normalerweise würden die anderen jetzt aus den Häusern gehen und ihre Herden auf die Bergwiesen treiben.

Nichts von alledem war der Fall. Hinter den schmalen Fenstern brannte kein Licht. Selbst die Ställe lagen still da, als hätten die Tiere darin zum ersten Mal seit ungezählten Jahren das Erwachen des Tages verschlafen.

Costa ging langsam weiter. Die verrücktesten Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Er hatte plötzlich das aberwitzige Gefühl, in eine Totenstadt zu kommen.

Aber natürlich würde es eine logische Erklärung geben.

Er versuchte, sich selbst mit diesem Gedanken zu beruhigen, und schritt schneller aus.

Der Wind drehte sich. Leichter Brandgeruch wehte zu Costa hinüber. Dann hörte er Geräusch. Schritte, eine Vielzahl von Stimmen, die sich in einer unbekannten Sprache unterhielten. Er fuhr sich nervös mit der Hand durch das Gesicht, sah sich ängstlich nach allen Seiten um und versuchte, seine Angst zurückzudrängen.

Vor ihm bewegten sich Gestalten durch das Dämmerlicht.

Männer.

Costa verhielt mitten im Schritt, als er die Gestalten genauer erkannte. Es waren keine Männer aus dem Dorf. Sie waren allesamt schlank, hochgewachsen und elegant gekleidet.

Der alte Schafhirte wußte hinterher selbst nicht mehr, was ihn dazu bewogen hatte – aber er reagierte plötzlich rein instinktiv. Er spürte einfach, daß von diesen fünf Männern eine Gefahr ausging.

Er duckte sich, warf einen raschen Blick in die Runde und huschte dann in den Schatten eines Hauses. Keiner der fünf schien etwas von seiner Annäherung bemerkt zu haben.

Costa preßte sich eng gegen den rauhen Putz und versuchte, so flach wie möglich zu atmen. Aber die Fremden nahmen keine Notiz von ihm. Sie schienen sich vollkommen sicher zu fühlen. So, als bestünde überhaupt keine Gefahr, daß einer der Dorfbewohner aufwachen und sie überraschen könnte. Costa hatte plötzlich den verrückten Gedanken, daß die fünf Fremden alle Dorfbewohner getötet haben könnten. Aber das war natürlich Unsinn. Komoxanthi hatte fast zweihundert Einwohner. Dagegen stellten diese fünf Männer eine geradezu lächerliche Streitmacht dar.

Wenn es überhaupt Menschen waren…

Costas Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen, während er zu den fünf Fremden hinüberstarrte. Irgend etwas Dunkles und Bedrohliches umgab die fünf Gestalten. Eine Aura der Gewalt und des Bösen. Obwohl er die Sprache, in der sie sich unterhielten, nicht verstehen konnte, ließen ihn die Worte erschauern. Ihr Tonfall war dunkel, aggressiv und böse.

Er betrachtete die Männer genauer.

Drei von ihnen schienen Europäer zu sein – dunkelhaarige Männer mit streng zurückgekämmten Haaren und energischen Gesichtern, in denen Härte und Rücksichtslosigkeit geschrieben stand. Der vierte war Asiate – Chinese, Japaner oder sonstwas – das machte für Costa keinen Unterschied, während der fünfte ein riesenhaft gebauter Schwarzer war. Sie standen eng beisammen im Zentrum des Dorfplatzes und unterhielten sich erregt. Der Schwarze deutete dabei immer wieder mit der Hand auf den Berg. Ihr Hiersein mußte irgend

etwas mit dem Yor-Marathaar zu tun haben.

Costa ließ sich langsam auf Hände und Knie sinken und begann rückwärts davonzukriechen. Die Sonne würde bald aufgehen und die zurückweichenden Schatten der Nacht endgültig vertreiben.

Sein Versteck würde dann nicht mehr sicher sein. Und er fürchtete sich mit einem Male vor diesen fünf Männern.

Ein Geräusch ließ ihn erstarren.

Die Tür neben ihm öffnete sich, schwang knarrend nach außen und schlug mit dumpfen Knall gegen die Hauswand. Aber nicht nur diese Tür.

Überall im Dorf wurden Türen und Vorhänge geöffnet, und die Bewohner der Häuser traten wie auf ein gemeinsames Kommando hin auf die Straße.

Costa verfolgte die Szene mit angehaltenem Atem. Die Menschen versammelten sich wortlos vor ihren Häusern, verharrten einen Moment und reihten sich dann in die stumme Prozession ein, die dem Marktplatz entgegenstrebte. Männer – Frauen – Kinder – Greise… das ganze Dorf schien auf den Beinen zu sein. Aber das waren nicht mehr die Menschen, die er kannte! Einige von ihnen gingen so dicht an Costa vorüber, daß er nur den Arm hätte auszustrecken brauchen, um sie zu berühren. Aber niemand schien von ihm Notiz zu nehmen. Ihre Gesichter wirken leer und schlaff, und ihre Bewegungen waren hölzern und ungelenk. Costa mußte unwillkürlich an menschengroße Marionetten denken, als er die schweigende Reihe an sich vorüberziehen sah.

Sie waren nicht mehr Herr ihres Willens! Ein anderer, stärkerer Wille hatte sich ihrer Körper bemächtigt.

Costa stöhnte unterdrückt und kroch tiefer in die Dunkelheit hinein. Er mußte weg, sofort. Im Grunde hatte er schon unglaubliches Glück gehabt, daß er bisher nicht entdeckt worden war.

Die Spitze der Prozession hatte mittlerweile den Dorfplatz erreicht. Die Menschen blieben stehen und bildeten einen weiten Kreis um die fünf Unheimlichen.

Einer von ihnen begann zu sprechen. Seine Stimme klang seltsam dünn und unbeholfen, und trotzdem schallte sie bis in den letzten Winkel des Dorfes.

»Ihr wißt, weshalb wir euch riefen«, sagte er in akzentfreiem Griechisch. »Ihr werdet unsere Diener sein. Die Werkzeuge, mit deren Hilfe wir unseren angestammten Platz in dieser Welt zurückerobern werden!«

Costa schauderte. Unter anderen Umständen hätte er über diese Worte gelacht, aber der Anblick der stummen, willenlosen Menschen rings um ihn sagte ihm deutlich, wie ernst der Unheimliche seine Worte meinte.

»Bevor der Tag zu Ende ist«, fuhr der Fremde fort, »wird Yor-Marathaar in unserer Hand sein. Das Felsenkloster muß fallen. Es spielt keine Rolle, wie viele von euch bei dem Versuch sterben, die Festung zu erobern. Nur der Erfolg zählt. Habt ihr das verstanden?«

Niemand antwortete, aber der Unheimliche schien mit dieser stummen Zustimmung zufrieden zu sein.

»Die, die überleben«, fuhr er nach einer sekundenlangen Pause fort, »werden reich belohnt werden. Ihr werdet die Keimzelle unserer neuen Armee werden. Die Führer des Heeres, mit dem wir diese Welt erobern werden, um sie wieder ihren rechtmäßigen Herren zurückzugeben. Ihr werdet die Unsterblichkeit als Lohn für euren Dienst erhalten. Dies, und Macht. Mehr Macht, als je ein Mensch besessen hat. Denkt immer daran, wenn ihr kämpft.« Er zögerte erneut. Der Blick seiner kleinen, schmalen Augen wanderte über die stummen Gesichter der Dorfbewohner.

»Und nun«, sagte er dann, »geht. Ihr wißt, was zu tun ist. Yor-Marathaar muß fallen, ehe die Sonne ein zweites Mal aufgeht.«

Die Menge begann sich zu verteilen. Ein Großteil der Menschen eilte direkt zum Ortsausgang, um den Weg zum Felsenkloster hinauf in Angriff zu nehmen. Andere verschwanden in ihren Häusern und kamen gleich darauf mit Waffen in den Händen wieder heraus – Gewehre, Pistolen, Messer, sogar Knüppel und abgebrochene Stuhlbeine entdeckte Costa.

Er zögerte noch eine Sekunde, dann stand er auf und mischte sich mit erzwungen ruhigen Schritten unter die Menge. Wenn er überhaupt eine Chance hatte, aus dem Dorf zu entkommen, dann jetzt.

Aber er erreichte den Ortsausgang nie.

Die Menschen in seiner Umgebung wichen plötzlich vor ihm zurück. Bevor Costa überhaupt richtig begriff, was geschah, sah er sich von einer stummen Doppelreihe drohender Gestalten umringt.

»Costa!«

Die Stimme ließ ihn erstarren. Es war die Stimme des Fremden, der schon zu den Dorfbewohnern gesprochen hatte.

Costa drehte sich mit zitternden Knien um. Er wußte, daß er verloren war. Aber er wußte auch, wie sinnlos ein Fluchtversuch sein würde.

Die Reihe der Bewacher teilte sich vor ihm. Starr vor Entsetzen blickte Costa ins Gesicht des unheimlichen Fremden.

»Du wolltest fliehen, Costa?« sagte der Mann. Seine Stimme klang spöttisch.

Costa schluckte. Er wollte irgend etwas tun, etwas sagen, schreien, aber das Entsetzen hielt ihn wie eine riesige eisige Hand umklammert und lähmte ihn.

Er hob mühsam den Kopf und blickte in die Augen des Fremden.

»Du wolltest fliehen und die Sehenden Wächter warnen, nicht wahr,

Costa?« sagte der Mann. »Normalerweise bestrafen wir Verräter mit dem tausendfachen Tod.« Er brach ab und wartete ein paar Sekunden, um seine Worte gebührend wirken zu lassen. »Aber für dich habe ich mir eine besondere Verwendung ausgedacht. Du wirst stolz auf dich sein, wenn alles vorbei ist.« Er lachte leise und wurde dann übergangslos wieder ernst.

»Sie mich an, Costa«, verlangte er. »Sieh mir in die Augen.«

Costa gehorchte.

Die Augen des Mannes schienen sich plötzlich in zwei riesige, brodelnde Feuerseen zu verwandeln. Costa stöhnte auf und versuchte, sich aus dem Bann des Unheimlichen zu befreien, aber der fremde Wille war millionenmal stärker als sein eigener. Eine eiskalte, körperlose Hand schien plötzlich nach seinem Gehirn zu greifen und es erbarmungslos zusammenzudrücken.

Costa hatte das Gefühl, in einen tiefen, bodenlosen Schacht zu stürzen…

***

»Kommt!« Nikolaos Triadi machte eine befehlende Geste, drehte sich auf dem Absatz herum und ging mit schnellen Schritten den Gang hinunter.

Damona zögerte nur einen Sekundenbruchteil; ehe sie ihm folgte.

Ihre Verwirrung wuchs von Sekunde zu Sekunde. Sie hatte Traidis Gesicht nur einen Herzschlag lang gesehen, aber selbst dieser Augenblick hatte genügt, um die Sorge und – Angst? Ja, Angst – darin erkennen zu können. Aber sie kannte Triadi nun lange genug, um zu wissen, daß der alte Priester ihr alles erklären würde. Wenn er jetzt so in Eile davonstürzte, dann würde er seine Gründe haben.

Triadi blieb einen Augenblick lang stehen, sah Damona ernst an und deutete auf einen schmalen Seitengang, der vom Korridor abzweigte.

»Geht dort hinauf. Ich komme in wenigen Augenblicken nach. Dann erkläre ich euch alles.« Er stürzte herum und eilte mit weit ausgreifenden Schritten davon, ehe Damona Gelegenheit zu weiteren Fragen hatte.

»Der alte Knabe macht es ganz schön spannend«, sagte eine Stimmer hinter ihr.

Damona schrak zusammen und fuhr herum –Mike grinste. »Hast du etwa gedacht, ich lasse dich allein gehen?« fragte er.

Damona blinzelte verwirrt. »Ich… habe nicht gemerkt, daß du mir gefolgt bist«, sagte sie.

Mike schob sie mit sanfter Gewalt beiseite und spähte neugierig in den Seitengang. In dem unsicheren Dämmerlicht hinter der Abzweigung war eine steile, ausgetretene Steintreppe zu erkennen. An ihrem oberen Ende befand sich eine wuchtige Holztür, die mit einem

überdimensionalen Riegel gesichert war.

»Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich dich mutterseelenallein in irgendwelche Abenteuer ziehen lasse und mich mittlerweile auf Kings Castle zu Tode langweile«, sagte er halb scherzhaft.

Damona blieb ernst. Irgend etwas sagte ihr, daß Triadis Hilferuf ernster gemeint gewesen war, als Mike im Moment anzunehmen schien.

Sie schob sich an ihm vorbei, betrat den Gang und ging langsam die Treppe hinauf. Ein seltsamer, muffiger Geruch hing in der Luft.

Die steinernen Stufen unter ihren nackten Füßen fühlten sich kalt und feucht an, und von den Wänden tropfte Wasser in langsamem, stetigem Rhythmus. Der Gang besaß keine Fenster. Das Licht kam von einer einzelnen, flackernden Fackel, die in einem Halter an der Wand befestigt war. Sie mußten sich tief im Inneren des Yor-Marathaar befinden.

Sie erreichte das obere Ende der Treppe und drückte die geschmiedete Klinke herunter. Die Tür bewegte sich nur unwillig in den Angeln. Sie knarrte, als wäre sie sehr lange Zeit nicht mehr benutzt worden.

Dahinter lag ein kleiner, runder Raum, der ebenfalls von flackerndem Fackellicht erfüllt war. Damona und Mike traten ein und schoben die Tür hinter sich zu.

»Was ist das?« fragte Mike. »Die Schatzkammer der alten Herren?«

Er deutete stirnrunzelnd auf das Durcheinander von Truhen, Kisten und Fässern, das den Raum fast bis zur Gänze ausfüllte.

Damona zuckte hilflos die Achseln. Sie wußte ebensowenig wie Mike, was sie von dem Sammelsurium vor sich zu halten hatte. Es gab Kisten voller Bücher und Pergamentrollen, große Ballen eines braunen, groben Stoffes und Fässer, in denen eine ölige Flüssigkeit schimmerte. Aber es gab auch Dinge, die Damona im Kloster der Sehenden Wächter nicht erwartet hätte: metallbesetzte Lederrüstungen, Helme, Lanzen, Schwerter und Messer.

»Sieht eher aus wie die Waffenkammer«, murmelte sie. »Aber das wird uns Nikolaos sicher erklären.«

»Ich hoffe es«, murrte Mike. »Die Art, in der er uns eingeladen hat…«

»Er wird seine Gründe haben«, unterbrach ihn Damona.

Mike verstummte schuldbewußt. Damona hatte zu den Sehenden Wächtern ein seltsam intensives Gefühl. Und sie konnte recht grantig werden, wenn jemand etwas gegen sie sagte. Auch, wenn dieser Jemand Mike Hunter hieß.

Mike lächelte entschuldigend, drehte sich um und ging langsam durch die Kammer. Er nahm eines der Bücher zur Hand, schlug es auf und legte es achselzuckend zurück, nachdem er eine Zeitlang auf die unverständlichen Schriftzeichen gestarrt hatte.

Seine Finger fuhren prüfend über die Schneide eines edelsteinbesetzten Schwertes. Es war scharf wie ein Rasiermesser.

»Ich hätte nicht gedacht, daß die sanften alten Herren solche martialischen Mordinstrumente sammeln«, sagte er halb im Scherz, halb ernst. Er nahm das Schwert behutsam in die Hand, führte ein paar Bewegungen aus und nickte anerkennend.

»Eine phantastische Arbeit«, lobte er. »Man spürt das Gewicht kaum. Hier sieh selbst.« Er warf Damona die Waffe zu und beugte sich über eines der Fässer.

Damona fing das Schwert mit geschickten Bewegungen auf und wog es prüfend in der Hand.

Mike hatte recht. Die Klinge war ein Wunderwerk an Präzision und Ausgewogenheit. Sie fühlte sich kaum noch wie eine Waffe, sondern fast wie eine natürliche Verlängerung ihres Armes an. Sie löste sich von der Wand, hieb ein paarmal in die Luft und hielt die Klinge dann prüfend vors Gesicht. Auf dem schimmernden Metall waren komplizierte Schriftzeichen eingraviert; Runen einer alten, längst untergegangenen Sprache.

Die Tür in ihrem Rücken wurde geöffnet, und Nikolaos Triadi betrat den Raum. Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht, als er die Waffe in Damonas Hand bemerkte.

Damona zuckte schuldbewußt zusammen und wollte das Schwert zurücklegen, aber Triadi schüttelte nur den Kopf.

»Laß es, Damona. Ich hätte es dir sowieso gegeben. Es war für dich bestimmt. Nur…« Er zögerte. »Nur jetzt noch nicht. Nicht so früh.«

»Sollten wir deshalb so rasch hierherkommen?« fragte Mike. »Wegen eines alten Käsedolches?«

Triadi lächelte flüchtig. »Nein, Mike. Ich… ich habe euch gerufen, weil die Entscheidung bevorsteht.«

»Was heißt das?« hakte Mike nach. »Ihr seid in Schwierigkeiten?«

Triadi lachte humorlos. »Nicht nur wir, Mike. Ich habe nicht nur euch gerufen. Wir haben alle unsere Verbündeten zusammengerufen.«

»Und warum?« fragte Damona. Das Schwert in ihren Händen war vergessen. Sie spürte am Tonfall des Sehenden Wächters, wie ernst die Situation sein mußte.

Triadi fuhr herum. »Kommt mit«, sagte er, während er bereits die Tür öffnete und mit eiligen Schritten die Treppe herunterlief.

Damona tauschte einen raschen Blick mit Mike und ging dann hinter dem greisen Priester her.

Triadi führte sie durch ein sinnverwirrendes Labyrinth von Gängen und Hallen. Damonas Staunen wuchs mit jedem neuen Raum, durch den sie kamen. Sie hatte gewußt, daß Yor-Marathaar groß war, aber nicht, daß es so groß war. Das Felsenkloster mußte sich weit ins Innere des Berges erstrecken. Die Balkone und Türme, die man von

außen sah, waren nur ein verschwindend geringer Bruchteil der eigentlichen Anlage.

Schließlich gelangten sie in einen winzigen, runden Raum mit kuppelförmiger Decke, von dem ein halbes Dutzend weiterer Gänge abzweigte. Triadi deutete mit einer Kopfbewegung auf eine hölzerne Tür an der gegenüberliegenden Wand.

Damona verstand. Sie ging an dem alten Wächter vorbei, drückte die Klinke herunter und öffnete die Tür.

Dahinter lag ein kaum zwei Quadratmeter großer Balkon mit steinerner Brüstung. Eisiger Wind schlug Damona entgegen, als sie auf die winzige Plattform hinaustrat. Hinter ihr schob sich Mike durch die Tür, dicht gefolgt von Triadi.

Damona stützte sich auf dem Geländer auf und sah Triadi fragend an. Der Wind strich eisig über ihre nackten Schultern, und die Unzulänglichkeit des dünnen Nachthemdes, das sie trug, kam ihr schmerzhaft zu Bewußtsein.

Triadi deutete mit einer weit ausholenden Geste ins Tal hinab.

»Der Yor-Marathaar«, sagte er. »Wir befinden uns auf halber Höhe. Auf der untersten Sohle des Klosters. Vor euch hat noch kein Sterblicher diesen Bereich des Klosters betreten.«

Damona beugte, sich über die Brüstung und sah in den Abgrund hinunter. Der Fels stürzte unter ihr senkrecht in die Tiefe und verlor sich irgendwo im Schwarz der zurückweichenden Nacht.

»Mike hatte recht mit seiner Vermutung«, fuhr Triadi nach einer ausgedehnten Pause fort. »Was ihr vorhin gesehen habt, war unsere Waffenkammer. Wir haben gehofft, sie nie zu benötigen, aber diese Hoffnung hat uns getrogen. Wir werden kämpfen müssen.«

Damona fuhr herum. Auf ihrem Gesicht spiegelte sich Schrecken.

»Kämpfen?«

»Die Mächte des Bösen haben zum entscheidenden Schlag angesetzt«, fuhr Triadi fort. Sein Blick war an Damona vorbei in die Dunkelheit gerichtet, und seine Stimme klang, als spräche er mehr mit sich selbst, als mit Damona.

»Yor-Marathaar ist nicht nur ein Kloster«, sagte Triadi leise. »Es ist eine Festung. Ein Bollwerk, daß dem finalen Ansturm des Bösen standhalten sollte. Wir haben immer befürchtet, daß es eines Tages zu einer gewaltsamen Entscheidung kommen würde. Dann sollte Yor-Marathaar zur letzten Zuflucht aller jener werden, die den Horden des Bösen entkommen konnten. Aber dazu wird es nun nicht mehr kommen.«

Mike schüttelte unwillig den Kopf. »Ich verstehe kein Wort. Wer in Dreiteufelsnamen greift euch denn nun an?«

Triadi atmete hörbar ein.

»Die Moordrohr«, stieß er schließlich hervor.

Damona zuckte wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Ihre Erlebnisse mit den Blutgöttern der alten Erde standen noch deutlich vor ihrem inneren Auge. Sie waren dem Mordanschlag der Blutgötter nur um Haaresbreite entgangen. Und jetzt sah es so aus, als wäre all das nur ein mildes Vorspiel gewesen.

»Sie… sie wollen das Kloster stürmen?« fragte sie fassungslos.

Triadi nickte traurig. »Sie müssen«, verbesserte er. »Es ist etwas geschehen, womit weder sie noch wir rechneten. Obwohl wir wußten, daß es eines Tages passieren würde.«

»Und was?« fragte Mike.

Triadi seufzte. Sein Gesicht zuckte wie unter einem inneren Kampf. Es schien ihm schwerzufallen, weiterzusprechen.

»Es gibt in diesem Kosmos Kräfte, von deren Gewalt wir uns nicht einmal träumen ließen«, begann er. »Eine von ihnen ist Moron.«

Der Name brachte irgend etwas in Damona zum Klingen. Sie hatte das Gefühl, dieses Wort schon einmal gehört zu haben. Aber sie konnte sich nicht erinnern, zu welcher Gelegenheit.

»Wir wissen seit langem, daß es Moron gibt«, fuhr er nach einer Weile fort. »Aber wir wußten nicht, wie akut die Gefahr tatsächlich war. Vielleicht waren wir zu leichtsinnig. Aber es ist zu spät, uns jetzt noch Vorwürfe zu machen.«

Irgendwo in Damonas Erinnerungen begann sich etwas zu regen.

»Ich… ich glaube, ich weiß, wovon du sprichst«, sagte sie leise.

Mike blickte überrascht auf.

»Ich war schon einmal dort«, fuhr Damona fort. »Es war, als mein dunkles Ich mich zu einem Zweikampf herausforderte. Dieser Kampf fand auf einer Welt statt, die… Moron[1] hieß.«

Triadi schüttelte sanft den Kopf. »Moron ist keine Welt«, widersprach er. »Du hast recht – du hattest schon einmal Kontakt mit Moron. Aber bei einer anderen Gelegenheit. Erinnerst du dich an die schwarze Altarsäule im Kristallpalast?«[2]

Damona nickte. Wie sollte sie sich auch nicht erinnern. Ihre Erlebnisse auf der Spiegelwelt, jenem seitenverkehrten New York, das durch die Magie des Spiegelmeisters Ulthar entstanden war, würde sie wohl nie wieder vergessen.

»Du hast eine Kostprobe der Macht Moron bekommen, damals«, erinnerte Triadi. »Dieses schwarze Wallen, das du gesehen hast – das war Moron.«

Damona schauderte. Der Anblick stand noch immer plastisch und klar vor ihren Augen, als wäre es erst gestern gewesen oder vor ein paar Augenblicken. Das, was sie gefühlt hatte, war mit Worten nicht zu beschreiben. Oder jedenfalls fast nicht. Dieses schwarze Etwas war nicht einfach schlecht oder böse gewesen. Es war…

»Die Verneinung alles Lebenden«, kleidete Triadi ihre Empfindungen

in Worte. »Moron ist das absolut Böse an sich, eine Verneinung alles Lebenden. Es ist nicht leicht, Moron zu beschreiben. Selbst wir haben Jahrhunderte gebraucht, um auch nur andeutungsweise zu begreifen, welch schrecklicher Bedrohung wir gegenüberstehen. Moron ist keine Welt, kein Wesen… es ist …« Triadi rang sichtlich nach Worten und starrte eine Weile abwesend in die Dunkelheit hinaus. »Vielleicht sollte man es als eine Art kosmisches Krebsgeschwür bezeichnen«, sagte er dann. »Eine vernunftslose, unaufhaltsame Macht, die sich immer weiter ausbreitet und alles niederwalzt, was sich ihr in den Weg stellt.«

»Und diese Macht greift nun nach der Erde?« fragte Mike.

Triadi schüttelte den Kopf.

»Nein. Wäre es so, wäre ein Kampf aussichtslos. Nicht einmal wir sind in der Lage, Morons Ausdehnung auch nur für eine Sekunde aufzuhalten. Der Einflußbereich Morons ist gewaltig, Mike. Und es breitet sich mit phantastischer Geschwindigkeit aus! Aber der Kosmos ist noch gewaltiger. Auch die größte Geschwindigkeit schrumpft vor seinem Hintergrund zu einem lächerlichen Nichts zusammen. Es wird noch viel Zeit vergehen, ehe die Grenzen Morons die Erde erreichen. Vielleicht noch zweitausend Jahre, vielleicht länger. Aber es ist näher gekommen. Und seine Annäherung hat etwas anderes bewirkt.«

»Was?«

Triadi drehte sich herum, lehnte sich mit dem Rücken gegen die rauhe, kalte Felswand und verschränkte die Arme. Er sah mit einem Mal viel älter und müder aus, als Damona ihn in Erinnerung hatte.

»Die Entwicklung, die jetzt ihr Ende finden wird, begann vor vielen Millionen Jahren. Als Moron noch ein unbedeutender Schmutzfleck auf der Karte des Universums war. Damals erhoben sich sieben mächtige Dämonen gegen seine Macht. Dämonen, die ihre Kraft erst durch das Wirken Morons erhalten hatten.«

»Die Moordrohr!« ächzte Damona.

Triadi nickte. »Ja. Aber sie verloren den Kampf. Sie mußten fliehen, um nicht getötet zu werden. Ihr Weg führte sie schließlich zur Erde. Hier, unendlich weit von Moron entfernt, fühlten sie sich sicher. Aber jetzt spüren sie die Annäherung der Schwarzen Macht erneut. Moron ist eigenartig – es mag vernunftlos sein, aber es hat unendlich viele Völker und Intelligenzen versklavt. Und diese Schergen halten aufmerksam nach Anzeichen magischer Aktivität Ausschau. Wo sie sie entdecken, schlagen sie zu. Sofort und unbarmherzig. Die Moordrohr bilden einen riesigen schwarzmagischen Pol, dessen Ausstrahlung weithin sichtbar ist.«

»Und jetzt…«

»Jetzt«, fuhr Triadi fort, ohne auf Mikes Einwand zu achten, »fühlen sie die Annäherung Morons. Sie sind in Panik geraten. Sie wissen, daß

sie noch Jahrtausende lang weiterexistieren können – wenn sie verhindern, daß die Erde frühzeitig entdeckt wird. Aber um dies zu verhindern, müssen sie alle magischen Aktivitäten unterbinden.«

Triadi hielt inne, um Atem zu schöpfen. »Es gibt auf der Erde drei große magische Pole. Einer davon sind die Moordrohr. Der zweite bist du, Damona. Die Moordrohr haben bereits versucht, dich zu vernichten. Und der dritte magische Pol, der mächtigste, ist der Yor-Marathaar.«

Damona sah den alten Priester verwirrt an. »Soll das heißen, daß…«

»Daß die Blutgötter den Yor-Marathaar stürmen werden, ja«, nickte Triadi.

»Der Kampf hat bereits begonnen. Und diesmal wird es kein Unentschieden geben. Die Moordrohr wissen, daß sie verloren sind, wenn es ihnen nicht gelingt, uns unschädlich zu machen. Deshalb habe ich euch gerufen, Damona. Euch und andere. Dies ist die Entscheidung.«

Damona schwieg verblüfft. Sie hatte gewußt, daß irgend etwas Großes und Gefährliches im Gange war. Aber sie hatte nicht geahnt, wie groß die Gefahr war.

Triadi löste sich von seinem Platz und trat dicht an die Brüstung des steinernen Balkons. »Seht dort hinunter«, sagte er.

Mike und Damona traten neben ihn und starrten an ihm vorbei in die Tiefe. Im grauen Licht der hereinbrechenden Dämmerung war eine Anzahl ameisengroßer Gestalten zu erkennen, die die zerklüfteten Hänge des Berges emporgekrochen kamen.

»Der erste Stoßtrupp ihrer Armee«, sagte Triadi dumpf. »Noch können wir sie aufhalten. Yor-Marathaar liegt unter einem magischen Schutzfeld, das kein lebendes Wesen zu durchdringen vermag. Aber unsere Gegner sind mächtig und schlau. Sie werden Mittel und Wege finden, uns diesen Schutz zu nehmen.«

Mike runzelte die Stirn und versuchte, die winzigen Gestalten tief unter ihnen genauer zu sehen.

»Sie sehen aus wie ganz normale Menschen«, murmelte er.

»Es sind Menschen«, sagte Triadi. »Es sind die Einwohner von Komoxanthi, einem kleinen Dorf, das am Fuße des Berges liegt. Aber sie stehen unter dem Befehl der Moordrohr.«

»Wie viele sind es?«

Triadi zuckte die Achseln. »Vielleicht zweihundert. Aber sie sind nicht unser größtes Problem. Sobald die Moordrohr begreifen, daß das Kloster auf diesem Wege nicht zu stürmen ist, werden sie andere und schlimmere Monster auf uns loslassen. Ausgeburten der Hölle, die wir uns nicht einmal vorzustellen vermögen.«

Mike lächelte sarkastisch. »Kein Problem. Ich brauche einen Flammenwerfer, zwei schwere Feldhaubitzen…«

Triadi unterbrach ihn mit einem sanften Kopfschütteln. »Du begreifst nicht, Mike. Dieser Kampf muß nach genau festgelegten Regeln gekämpft werden. Eure modernen Waffen würden nicht funktionieren. Vielleicht würden sie sich sogar gegen euch selbst wenden.«

Mike schwieg betroffen. Er tauschte einen langen, fragenden Blick mit Damona, drehte sich dann wieder um und starrte erneut in die Tiefe. Die winzigen Gestalten dort unten waren näher gekommen.

Damona beugte sich ebenfalls über die Brüstung und sah hinunter.

Aber ihre Gedanken waren woanders. Sie kreisten um das, was Triadi über Moron erzählt hatte. Darüber, und über die Bedeutung magischer Pole. Und allmählich begann sie zu begreifen, daß der Sehende Wächter ihr nicht alles erzählt hatte…

***

Die Spitze der Gruppe bewegte sich zielstrebig auf den steinernen Torbogen zu. Es war ein hohes, durch eine Laune der Natur geschaffenes Gebilde, das an ein für Riesen gedachtes Tor erinnerte – zwei breite, verwitterte Felssäulen, die ein tonnenschweres Dach aus Granit trugen. Früher war dies die Grenze gewesen, die keiner der Dorfbewohner zu überschreiten gewagt hätte. Die unsichtbare Demarkationslinie, hinter der das verbotene Terrain des Felsenklosters begann.

Aber an diesem Tag nahm keiner der Männer Rücksicht auf die stumme Warnung die die zyklopischen Felsen ausstrahlten. Diese Männer waren nur noch äußerlich Menschen. Der diabolische Einfluß der Moordrohr hatte ihre Gedanken bereits vergiftet, ihre Seelen umgekrempelt und jede Spur von Menschlichkeit daraus verschwinden lassen. Sie waren nichts weiter als menschliche Roboter, die einem mächtigeren Willen als ihrem eigenen gehorchten.

Der erste Mann durchschritt das Tor, machte noch ein paar zögernde Bewegungen und blieb dann stehen. Auf seinem Gesicht spiegelte sich eine Mischung aus Erstaunen und Ärger.

Die Nachdrängenden stießen gegen ihn. Er taumelte weiter, blieb dann abermals stehen und versetzte dem hinter ihm gehenden Mann einen derben Stoß vor die Brust.

»Was ist los?« fragte der Geschlagene verblüfft. »Warum gehst du nicht weiter?«

Costa schüttelte ärgerlich den Kopf. Die Moordrohr hatten ihn zum Führer des Stoßtrupps auserkoren. Und sie hatten ihm zu diesem Zweck einen Teil seiner Freiheit gelassen. Er war nicht ganz so stumpfsinnig wie die anderen geworden.

»Weil das eine Falle ist, Idiot«, zischte er. »Hier stimmt etwas nicht. Wir müssen vorsichtig sein.«

Die Gruppe war mittlerweile völlig zum Halten gekommen, zwei

Dutzend kräftiger Männer, die den vordersten Stoßkeil der Schwarzen Armee bilden sollten.

»Ich sehe nichts«, murrte einer der Männer.

»Eben«, versetzte Costa trocken. Seine Mundwinkel verzogen sich zu einem abfälligen Lächeln. Er drehte sich um, hielt die erneut nachdrängenden Männer mit einer Handbewegung zurück und blickte aus mißtrauisch zusammengekniffenen Augen über die steinerne Einöde, die sich vor ihnen erstreckte. Der Weg schlängelte sich zwischen zerschrundenen Felswänden und jäh aufklaffenden Abgründen hindurch. In dem steinernen Labyrinth dort vor ihnen konnte sich eine ganze Armee verbergen. Die Moordrohr hatten ihn gewarnt – die Sehenen Wächter wußten sehr gut, daß ihre Festung angegriffen werden würde. Sie würden entsprechende Gegenmaßnahmen ergreifen.

»Folgt mir«, murmelte er, »aber vorsichtig.« Er umklammerte die kurzstielige Axt, die er mitgebracht hatte, fester, und ging vorsichtig weiter. Seine Augen wanderten mißtrauisch über den Weg vor ihm.

Die nächsten fünfhundert Meter würden das gefährlichste Teilstück des Weges darstellen – ein Terrain, das für einen Hinterhalt geradezu geschaffen war.

Aber nichts rührte sich. Selbst der eisige Wind, der ihnen während des gesamten Marsches hier herauf um die Köpfe gepfiffen war, hatte sich gelegt. Die Gruppe marschierte durch ein Gebiet seltsamer, fast unnatürlicher Stille. Der harte Felsboden schien selbst das Geräusch ihrer Schritte aufzusaugen. Alles, was Costa hörte, war das dumpfe Hämmern seines eigenen Herzens und das Rauschen seines Blutes in den Ohren.

Er war vielleicht hundert Meter gegangen, als ihm auffiel, daß das gegenüberliegende Ende des Felsweges noch immer so weit entfernt schien wie zu Anfang.

Er blieb stehen.

»Ist irgend etwas?« fragte sein Hintermann.

Costa brachte ihn mit einer unwilligen Handbewegung zum Verstummen und drehte sich einmal um seine Achse.

Das Felsentor lag noch immer dicht hinter ihnen. Sie waren kaum mehr als zwei Meter von der Stelle gekommen.

Statt einer Antwort deutete Costa mit einer stummen Kopfbewegung auf die Felsen. Die Männer folgten seinem Blick. Ein ungläubiges Seufzen ging durch die Reihen der Männer.

Costa lächelte. »Ich hätte es mir denken können«, murmelte er.

Keiner der anderen antwortete ihm, aber das hatte er auch nicht erwartet. Seit die Männer unter dem geistigen Kommando der Moordrohr standen, waren sie wenig mehr als Tiere. Alles, was in ihren Köpfen Platz hatte, war sklavischer Gehorsam und der Gedanke,

das Felsenkloster zu stürmen. Sie würden bei diesem Unternehmen auch keinerlei Rücksicht auf sich selbst nehmen, das wußte Costa.

Aber die Moordrohr hatten auch gewußt, daß die Menschen, die sie übernahmen, einen hohen Preis für diesen Gehorsam entrichteten. Die Fähigkeiten, logisch zu denken und Entscheidungen zu fällen, waren fast gänzlich verschwunden. Eigentlich waren diese Menschen nicht viel mehr als Maschinen, die, einmal programmiert, stur ihren Befehl folgen würden.

… und dabei vielleicht in ihr Verderben rannten, fügte er in Gedanken hinzu. Die Sehenden Wächter waren nicht dumm. Und es war kein besonderes Kunststück, die Männer und Frauen aus dem Dorf zu täuschen und ihre Programmierung gegen sie selbst zu richten. Aus diesem Grund war er hier. Auch in ihm war der Wille, Yor-Marathaar zu stürmen und der Herrschaft der Sehenden Wächter ein Ende zu setzen, aber es war kein sklavischer Gehorsam wie bei den anderen. Er hatte einen großen Teil seiner Entscheidungsfreiheit behalten.

Aber Costa spürte auch, warum die Moordrohr gezögert hatten, all ihre Opfer mit diesem Rest freien Willens auszustatten. Selbst bei ihm, der die volle geistige Faust eines Moordrohr zu spüren bekommen hatte, begannen sich bereits Zweifel zu regen.

Er war sich mit einem Male gar nicht mehr so sicher, ob es unbedingt klug gewesen war, den Befehlen des Unheimlichen zu gehorchen und die Männer hierher zu führen…

Costa schüttelte den Gedanken mit einem ärgerlichen Schulterzucken ab und konzentrierte sich wieder auf seine Umgebung. Es mußte einen Weg geben, aus dieser Falle zu entkommen.

Er versuchte gar nicht erst, den Weg zurück durch das Felsentor zu nehmen. Die gleiche Gewißheit, die ihm sagte, daß er bis an sein Lebensende weiterlaufen konnte, ohne dem gegenüberliegenden Ende des Weges auch nur einen Schritt näherzukommen. Das Felsentor war der Eingang zu einer Falle gewesen, deren Wirkungsweise weit außerhalb seines Begriffsvermögens lag.

Er deutete mit einer wütenden Geste auf eine Stelle, an der die Felswand nicht ganz so steil war wie hier. »Wir klettern dort hinauf«, befahl er knapp.

Keiner der anderen widersprach. Unter normalen Umständen wäre es der reine Wahnsinn gewesen, die fast senkrecht in die Höhe strebende Felswand ersteigen zu wollen. Aber die Männer um ihn herum hatten keinen Sinn mehr für die Gefahr.

Costa näherte sich der bezeichneten Stelle, legte den Kopf in den Nacken und blinzelte empor. Der Fels stieg etwa zwanzig Meter weit lotrecht in die Höhe und bildete dann eine scharfe, wie mit dem Lineal gezogene Kante. Dahinter, das wußte Costa, lag ein flaches Plateau, an das sich der Fuß des Yor-Marathaar anschloß. Er selbst war noch nie

dort oben gewesen, aber irgendwie würde es schon weiter gehen. Die Moordrohr würden ihn nicht in ein Unternehmen schicken, das von vornherein aussichtslos war.

Er griff nach oben, tastete mit den Fingerspitzen nach winzigen Unebenheiten und Rissen in der scheinbar glatten Wand und zog sich ächzend empor. Hinter ihm begannen die anderen mit dem Aufstieg.

Es ging besser, als er geglaubt hatte.

Seine Muskeln protestierten mit scharfen Schmerzen gegen das Gewicht seines Körpers, und seine Finger waren bereits nach wenigen Augenblicken aufgerissen und blutig. Aber er kam gut voran.

Der Fels war nicht so glatt und unbesteigbar, wie es von weitem den Anschein gehabt hatte.

Er kletterte etwa zehn Meter hoch, ehe er einen winzigen Felsvorsprung erreichte, auf dem er ein wenig ausruhen konnte. Sein Herz hämmerte. Jeder Atemzug brannte wie Feuer in seinen Lungen, und seine Hände waren blutverschmiert und schienen in Flammen zu stehen. Er legte den Kopf in den Nacken und blinzelte nach oben.

Die restliche Strecke erschien ihm mit einem Mal viel weiter und gefährlicher als das Stück, das er bisher geschafft hatte. Aber es gab kein Zurück, Costa warf einen flüchtigen Blick in die Tiefe. Der Großteil der Männer klebte wie eine Schar winziger bunter Insekten an der Felswand und kletterte ächzend und schnaubend empor.

Er stand auf, nahm einen tiefen Atemzug und kletterte weiter.

Es dauerte noch fast eine halbe Stunde, ehe er die Kante des Plateaus erreicht hatte. Auf den letzten Metern war die Wand glatt wie ein Spiegel gewesen. Seine Finger hatten kaum noch Halt gefunden, und nur der Gedanke daran, daß der Rückweg unmöglich war, hatte ihn überhaupt weiterklettern lassen.

Er zog sich mit einer letzten Kraftanstrengung über die Kante, stöhnte erleichtert und ließ sich zu Boden sinken. Einen Moment lang lag er mit geschlossenen Augen da und rang keuchend nach Atem. Sein Herz hämmerte zum Zerspringen, und in seinem Körper schien jeder einzelne Muskel zu schmerzen. Er war zu alt für solche Klettertouren.

Costa hob müde den Kopf, als er hinter sich Geräusche hörte. Eine blutige, verdreckte Hand erschien über der Felskante, tastete suchend nach Halt und rutschte wieder zurück. Costa stemmte sich mühsam hoch, schleppte sich zurück und ergriff den Arm des Mannes. Einen Augenblick lang schien ihn das Gewicht des anderen mit in die Tiefe zerren zu wollen. Dann warf er sich mit äußerster Kraftanstrengung zurück und zog den schweren Körper mit einem Ruck über die Kante. Der Mann ächzte, fiel auf die Knie und brach erschöpft zusammen. Sein Blick streifte Costas Gesicht und wanderte teilnahmslos weiter.

Costa spürte so etwas wie Wut in sich aufsteigen. Ein Wort des

Dankes hätte er zumindest erwartet. Aber dafür schien diese Marionette, die einmal sein Freund gewesen war, keinen Sinn zu haben.

Er richtete sich mühsam auf, trat von der Felskante zurück und sah sich aufmerksam um. Das Plateau erstreckte sich vielleicht fünfzig Meter weit nach rechts und links, um dann abzubrechen und senkrecht in die Tiefe zu stürzen. Auf der anderen Seite des steinernen Halbkreises wuchs der gigantische Fuß des Yor-Marathaar in die Höhe – eine graue, fugenlose Fläche, die fast senkrecht emporstieg und irgendwo über ihren Köpfen in tiefhängenden Nebelwolken verschwand.

Aber es mußte einen Weg geben, tiefer ins Innere des Berges vorzudringen; irgendwie.

Nach und nach erreichten auch die anderen das Plateau. Costa wartete geduldig, bis die Gruppe wieder vollzählig war. Eigentlich, dachte er flüchtig, war es ein Wunder, daß keiner bei dem lebensgefährlichen Aufstieg abgestürzt war. Aber sie hatten es geschafft. Sie waren zwar müde und erschöpft, aber vollzählig.

Costa machte eine befehlende Geste und näherte sich an der Spitze seiner kleinen Armee dem Berg.

Die Felswände schienen zu verschwimmen, als er näherkam. Das fugenlose Grau begann sich zu wellen, Schlieren und Blasen zu bilden und sich zu bewegen. Costa hatte plötzlich den Eindruck, auf eine gigantische Nebelwand zuzumarschieren.

Er hob den Arm und wollte stehenbleiben.

Es ging nicht.

So, wie sie vorhin nicht von der Stelle gekommen waren, schien es ihnen jetzt unmöglich, stehenzubleiben. Ihre Beine bewegten sich ohne ihr Zutun weiter.

Panik wallte in Costa empor. Er versuchte mit aller Willenskraft, sich zum Stehenbleiben zu zwingen, aber sein Körper marschierte ruhig weiter. Wie eine Marionette, an deren Fäden ein unsichtbarer Spieler zog. Die graue, wogende Nebelwand kam unbarmherzig näher.

»*HALT!*«

Die Stimme hämmerte mit solcher Wucht auf die Männer herunter, daß Costa sich zusammenkrümmte und stöhnend die Hände vor die Ohren schlug.

Er brach in die Knie, verbarg den Kopf zwischen den Armen und wimmerte. Neben ihm krümmten sich die anderen Männer vor Schmerz.

In der grauen Nebelwand erschien eine mannshohe Öffnung.

Costa blickte aus tränen verschleierten Augen auf die Gestalt, die darauf hervortrat.

Es war ein Sehender Wächter.

»Ihr seid weit genug gegangen«, sagte der Priester. Seine Stimme war nicht mehr ganz so quälend laut, aber immer noch machtvoll genug, um Costa zusammenzucken zu lassen. Die alte, gebeugte Gestalt des graugekleideten Priesters wirkte plötzlich bedrohlich und furchteinflößend, und das Feuer, das in seinen Augen loderte, strafte seinem verletzlichen Aussehen Lügen.

»Kehrt um, bevor es zu spät ist!« warnte der Wächter. »Noch habt ihr eine Chance. Aber wenn ihr weitergeht, werdet ihr in euer Verderben laufen. Auch wir können euch dann nicht mehr beschützen.«

Costa versuchte, sich aufzurichten, aber seine Knie gaben unter dem Gewicht seines Körpers nach und knickten ein. Er fiel schwer auf den harten Felsboden zurück.

»Verschwinde«, sagte er leise. »Gib den Weg frei, alter Mann!«

Der Sehende Wächter wandte langsam den Kopf und sah ihn mit einer Mischung aus Trauer und Mitleid an.

»Ihr kämpft auf der falschen Seite«, sagte er leise. »Ich weiß, daß ihr nicht mehr Herr eueres Willen seid, aber ihr müßt euch wehren. Helft nicht mit, das Böse noch stärker zu machen!«

Costa lachte rauh. Die Worte des Alten klangen wie Hohn in seinen Ohren. Er versuchte noch einmal, aufzustehen, und diesmal gelang es ihm. Schwankend näherte er sich der zerbrechlichen Gestalt des Alten.

Der Sehende Wächter hob abwehrend die Arme, als Costa näherkam. »Tu es nicht!« flehte er. »Beschwört nicht den Zorn Yor-Marathaars auf eure Häupter nieder!«

Costa lachte meckernd. Sein Arm zuckte hoch. Dann sauste die Axt mit vernichtender Wucht auf den Schädel des Alten herab.

***

Auf den gegenüberliegenden Hängen des Yor-Marathaar, an einer Stelle, die noch keines Menschen Fuß betreten hatte, riß der Morgennebel wie unter Hieben eines unsichtbaren Sturmes auf. Die Felsen waren hier besonders steil und zerrissen, und ihre Konturen wirkten scharf, störend und fast schmerzhaft hart. Irgend etwas geschah mit dem Licht. Die Schatten veränderten sich, wurden tiefer und auf sonderbare Art lebendig. Ein winziger, kreisförmiger Ausschnitt des Berges schien plötzlich von den Strahlen einer fremden, unirdischen Sonne beschienen zu werden. Farben, für die es in der menschlichen Sprache nicht einmal einen Namen gab, glitzerten auf den Felsen. Für einen unendlich kurzen Moment erscholl ein machtvolles Rauschen.

Dann, von einem Augenblick zum anderen, verging die Erscheinung wieder: Der Hang lag schweigend und unverändert da wie zuvor.

Nur, wenn man genau hingesehen hätte, hätte man bemerkt, daß sich etwas verändert hatte. Die Oberfläche des Felsen schien porös geworden zu sein, und manchmal schien es, als husche eine blitzschnelle, wellenförmige

Bewegung über den Stein.

Der Felsen war mit Milliarden und Abermilliarden kleiner, grauer Tiere übersät. Winzige Scheußlichkeiten, keine größer als wenige Millimeter, mit einem Dutzend flinker, gepanzerter Beine, glitzernden Facettenaugen und übergroßer gefräßiger Mäuler ausgestattet.

Die Zwergenarmee verharrte sekundenlang reglos an ihrem Platz. Dann, wie auf ein gemeinsames Kommando hin, begann sich der Keil der Tiere auf den Gipfel des Yor-Marathaar hin in Bewegung zu setzen. Es sah aus, als wäre ein Teil der Felswand selbst zum Leben erwacht und strebe jetzt dem Gipfel des Berges entgegen.

***

Damona fiel auf, wie still es war, als sie hinter Triadi durch die verlassenen Gänge und Katakomben des Klosters eilte. Es war lange her, daß sie das letzte Mal hier gewesen war, und auch da hatte sie nur einen kleinen Teil des Felsenklosters zu Gesicht gekommen.

Aber sie spürte den Unterschied trotzdem: Eine seltsam, widernatürliche Stille hatte sich über Yor-Marathaar ausgebreitet, so, als hielte das gigantische Felsenkloster den Atem an und wartete auf das Eintreffen von irgend etwas Schrecklichem, Unfaßbarem. Damona mußte unwillkürlich an das Sprichwort von der Ruhe vor dem Sturm denken.

Triadi führte Damona und Mike über ein sinnverwirrendes System aus Treppen und Gängen nach oben. Nach einiger Zeit wurde das trübe flackernde Licht der Fackeln von gelbem Sonnenlicht abgelöst, das durch schmale, schießschartenähnliche Fenster in den Wänden hereindrang. Ein dumpfes Murmeln drang an Damonas Ohr – ein unbestimmbares, auf und abschwellendes Geräusch, dessen Herkunft sich nicht genau lokalisieren ließ und das Damona auf fast unangenehme Art berührte.

Sie blieb stehen und wollte Triadi nach der Bedeutung des Lautes fragen, aber der Sehende Wächter winkte nur ab und ging hastig weiter. Er schien in großer Eile zu sein. Nach der Ruhe, in der er Mike und ihr die Gründe ihres Hierseins erklärt hatte, erschien Damona sein Benehmen doppelt sonderbar.

Triadi öffnete eine große, wuchtige Doppeltür aus steinhartem Holz, deutete mit einer einladenden Geste auf den Gang dahinter und wartete, bis Mike und Damona an ihm vorübergegangen waren, ehe er die Tür sorgfältig wieder verschloß.

Damona sah sich mißtrauisch um. Der Gang unterschied sich radikal vom Rest der Festung. Die Wände waren sorgsam geglättet und mit einer durchsichtigen, schimmernden Schutzschicht überzogen, und auf dem Böden lag ein weicher, grün und braun gemusterter Teppich, in den sie fast knöcheltief einsanken. Helles, gelbes Licht, dessen

Herkunft sich nicht feststellen ließ, erfüllte den Gang.
»Was… ist das?« fragte Mike stockend.
Triadi lächelte flüchtig. Er ging an Damona vorbei, bedeutete ihr mit einer stummen Geste, ihm zu folgen und verschwand vor ihnen um eine Gangbiegung.
Mike warf ihr einen nachdenklichen Blick zu. »Verstehst du, was das zu bedeuten hat?«
Damona schüttelte den Kopf, zögerte einen Moment und ging dann hinter Triadi her. Der Gang endete nach wenigen hundert Metern vor einer zweiten, massiv aussehenden Tür, die mit einem überdimensionalen Schloß gesichert war. Triadi erwartete sie bereits.
»Ich weiß nicht, ob wir diesen Kampf gewinnen«, begann er übergangslos. »Ich weiß auch nicht, ob wir dabei sterben werden, oder ob überhaupt einer von uns noch Gelegenheit haben wird, diesen letzten Ausweg zu wählen. Aber sollten wir geschlagen werden und fliehen müssen, so merkt euch gut, was ich euch jetzt zeige.« Er drehte sich um, entriegelte das Schloß und schob die Tür ächzend auf. Dahinter lag ein hoher, runder Raum mit gewölbter Decke und Mosaikfußboden. Er war leer bis auf einen hohen, schimmernden Spiegel.
Damona blieb unwillkürlich stehen, als sie den Spiegel sah. Er war ein genaues Gegenstück zu dem magischen Spiegel in Kings Castle!
Triadi bemerkte die Verblüffung auf ihrem Gesicht und lächelte.
»Was du denkst, ist richtig, meine Tochter. Dieser und der Spiegel, über den ich euch rief, sind Brüder.«
»Aber das bedeutet, daß…!« begann Mike verblüfft.
»Wir waren es, die dafür sorgten, daß Francis King in den Besitz des magischen Spiegels kam«, bestätigte Triadi.
Mike ächzte verblüfft. »Aber warum?«
»Warum?« Triadis Stimme hörte sich nach einem melancholischen Klang an. »Die Geschichte ist zu lang, um sie jetzt zu erzählen. Damona – und vielleicht auch dir, Mike – sollten noch große Aufgaben im Kampf gegen das Böse zufallen. Aber das Auftauchen Morons ändert alles. Viele Pläne, die wir vorbereitet haben, werden nicht mehr realisiert werden können. Es ist zu früh. Viel zu früh…«
Er schüttelte den Kopf, murmelte irgend etwas in sich hinein und starrte einen Herzschlag lang zu Boden. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt.
»Dieser magische Spiegel stellt die letzte Fluchtmöglichkeit von Yor-Marathaar dar«, sagte er. Seine Finger vollführten rasche, komplizierte Bewegungen über der matten Oberfläche des Spiegels. Eine wellenförmige Bewegung schien über das Glas zu laufen, dann erkannten Damona und Mike etwas, das sie vage an eine Luftaufnahme eines gigantischen Gebirgsmassives erinnerte. Aber das

Bild verschwand, ehe sie weitere Einzelheiten erkennen konnten. Trotzdem hatte sich der Spiegel verändert. Auf eine unbestimmte Art schien er mit einem Male von Leben erfüllt zu sein.

»Er ist aktiviert«, sagte Triadi dumpf. »Es reicht, wenn ihr intensiv an den Ort denkt, an den ihr gelangen wollt. Er wird euch hinbringen. Aber merkt euch – er funktioniert nur ein einziges Mal. Ihr dürft diesen Ausweg nur wählen, wenn euch keine andere Chance mehr bleibt.«

Damona fiel auf, daß Triadi immer nur »ihr« sagte. Fast, als rechne er gar nicht mit der Möglichkeit, selbst fliehen zu müssen… oder zu können, fügte sie in Gedanken hinzu.

Triadi wandte sich um und ging wieder zum Ausgang. »Kommt jetzt. Die anderen warten bereits.«

Sie verließen den Raum, gingen wieder über den kostbar ausgestatteten Korridor und traten schließlich auf den bereits wohlbekannten Steinkorridor hinaus. Nach der Wärme und dem sanften, wohltuenden Licht drinnen kam Damona ihre Umgebung mit einem Mal kalt und feindselig vor. Triadi führte sie schweigend weiter nach oben. Nach wenigen Minuten erreichten sie einen Teil des Felsenklosters, der Damona bekannt war. Sie war schon einmal hier gewesen – damals, als die Sehenden Wächter sie ausgeschickt hatten, um das Allsehende Auge aus der Bibliothek des Satans zu holen.

Auch damals hatten die Sehenden Wächter sie um ihre Hilfe gebeten. Aber irgendwie spürte Damona, daß die Lage diesmal ernster war.

Triadi wandte sich im Gehen um, schenkte ihr einen aufmunternden Blick und öffnete dann eine weitere, niedrige Holztür.

Der Anblick verschlug Damona und Mike für einen Augenblick den Atem. Vor ihnen lag der Versammlungssaal der Sehenden Wächter – schmuckloses Rund aus kaum bearbeitetem Stein, dessen gesamte Einrichtung aus einem Kreis niedriger, unbequem aussehender Steinbänke bestand. Durch die hohen, glaslosen Fensteröffnungen an der Südseite pfiff ein eisiger Wind herein, und der dumpfe, monotone Gesang, den Damona schon die ganze Zeit über bemerkt hatte, wehte aus einem der benachbarten Räume hinüber.

Aber Damona hatte den Raum bisher als einen Ort der Ruhe, des Schweigens und der Beschaulichkeit kennengelernt; einen Ort jener Art, an dem man unwillkürlich die Stimme senkt und leise spricht und sich bemüht, keine unnötigen Geräusche zu machen. Jetzt herrschte in dem kuppelförmigen Raum ein reges, fast hektisches Leben. Dutzende von Gestalten saßen oder standen um das steinere Rund der Bänke herum, starrten vor sich hin, unterhielten sich oder hörten einem Sehenden Wächter zu, der auf eine Bank gestiegen war und mit erhobener Stimme in einer Sprache redete, die Damona nicht verstand.

»Was... ist das?« fragte Mike, der seine Verblüffung als erster überwand.

Triadi drehte sich halb um. »Unsere Verbündeten«, sagte er leise.

»Ich sagte bereits, daß wir all unsere Freunde herbeigerufen haben, um dem Sturm des Bösen entgegenzutreten. Einige von ihnen kennt ihr.« Triadi drehte sich abermals herum und deutete mit der Hand auf eine kleine, kurzbeinige Gestalt, die bei ihrem Eintreten aufgesehen hatte und jetzt mit kleinen, trippelnden Schritten auf Sie zukam.

Mikes Gesichtsausdruck verdüsterte sich.

»Old Rainbow«, murmelte er. »Gut, daß er da ist. Wir haben noch ein Hühnchen miteinander zu rupfen.«

Damona warf Mike einen warnenden Blick zu, aber Mike schien entschlossen, den Ex-Dämon zur Rede zu stellen.

Damona zuckte die Schultern und wandte sich ab. Mike würde ihm nicht gleich den Kopf abreißen. Im Grunde wußte er sehr wohl, daß Old Rainbow genau wie sie durch die Schein-Welt des Moordrohr getäuscht worden war. Er hätte sie niemals absichtlich in eine Falle gelockt. Immerhin verdankte er Mike seine Befreiung. Wäre Hunter nicht gewesen, würde er jetzt noch von Asmodis Fluch gefesselt sein.

Sie betrachtete aufmerksam die sonderbare Versammlung, die Triadi ihr als seine Freunde vorgestellt hatte. Sie hatte schon lange vermutet, daß die Sehenden Wächter in enger Verbindung zu außersinnlichen Mächten und Gruppen standen, aber was sie hier sah, verblüffte sie doch. Nur ein kleiner Teil der versammelten Gestalten konnte mit gutem Gewissen als menschlich bezeichnet werden. Es gab eine Gruppe kräftiger, schwarzhaariger Männer, die in schwarze Lederharnische gekleidet und mit Schwertern und Schildern bewaffnet war. Auf den Köpfen trugen sie wulstige Helme, die in spitze, nach hinten gekrümmte Hörner übergingen. Auf ihren Schildern prangte ein verschlungenes Symbol, das man mit einiger Phantasie als Drachen deuten mochte. Die Männer sahen aus, als wären sie direkt aus der Dekoration eines Hollywood-Films entsprungen. Aber es gab auch andere Wesen – Erscheinungen, deren bloßer Anblick einem Gegner das Blut in den Adern gerinnen lassen konnte. Damona erblickte ein halbes Dutzend riesiger, schuppenhäutiger Dämonen, deren Teufelsfratzen hoch über die Köpfe der anderen hinausragten. Aber die Tatsache, daß sie hier waren, belegte deutlich, daß sie mit der schwarzen Familie allenfalls noch das Aussehen gemein hatten. Vermutlich handelte es sich um abtrünnige Dämonen, die sich auf die Seite des Guten geschlagen hatten. Am gegenüberliegenden Ende des Saales gewahrte Damona ein halbes Dutzend großer, halb transparenter Gestalten. Ihre Körper schienen weniger aus fester Materie, sondern mehr aus einem flirrenden Gas zu bestehen, das nur durch Zufall die Umrisse menschenähnlicher Wesen angenommen

hatte. Sie hätte noch stundenlang dastehen und die absonderliche Versammlung betrachten können. Es gab Flammenwesen, deren Leiber in prasselndes, gleißendes Feuer getaucht waren, große, schlanke und fast überirdisch schöne Elben, auf deren Gesichtern selbst in dieser ernsten Situation noch ein Lächeln geschrieben stand, Frauen in mittelalterlicher Kleidung, die in einer Gruppe beisammenstanden und redeten… Triadi hatte nicht übertrieben. Wenn die Moordrohr wirklich versuchen würden, Yor-Marathaar zu stürmen, würde es zu einer Gigantenschlacht kommen, wie sie die Erde bisher nicht erlebt hatte.

Aber es stand auch mehr auf dem Spiel, als je zuvor.

Eine zaghafte Berührung an der Schulter ließ sie aus ihren Betrachtungen auffahren. Sie drehte sich um und wich unwillkürlich zurück, als sie in das Gesicht eines Elbenmannes sah.

»Du mußt Damona King sein«, sagte der Fremde.

Damona nickte. Sie sah sich hilfesuchend um, aber Triadi war längst in der Menge untergetaucht, und Mike stand einige Schritte entfernt, und war in ein heftiges Streitgespräch mit Old Rainbow vertieft. »Das stimmt«, sagte sie. »Aber… woher …«

»Triadi hat uns erzählt, daß du kommen wirst«, fuhr der Mann fort. Sein Gesicht erschien Damona fast zu schön für einen Menschen. Die Augen – große, dunkle und unglaublich sanfte Augen – schienen bis in die tiefsten Gründe ihrer Seele zu blicken. Die Vorstellung, daß dieses Wesen sich in wenigen Stunden in einen Kampf auf Leben und Tod stürzen würde, schien ihr absurd.

»Er hat von mir erzählt?« fragte sie verwirrt. »Was?«

»Triadi spricht oft von euch. Er scheint eine hohe Meinung von euch und eurem Freund zu haben. Außerdem«, fügte er mit einer Kopfbewegung auf das Schwert an Damonas Seite hinzu, »war es nicht schwer zu erraten, wer ihr seid. Du trägst Excalibur.«

Damona schrak zusammen und griff unwillkürlich nach der Waffe.

»Excalibur?« keuchte sie.

Der Elb nickte. »Den Dämonentöter. Du wußtest nicht, welche Waffe dies ist?«

Damona zog das Schwert heraus und betrachtete es verwirrt. Triadi hatte gesagt, daß es sich um eine besondere Waffe handelte. Aber er hatte nicht gesagt, was er ihr wirklich gab… Excalibur – das sagenumwobene Schwert König Arthurs! Nur eine Handvoll Menschen auf der ganzen Welt wußte, daß es wirklich existierte. Für alle anderen war es eine bloße Legende.

»Ich hatte keine Ahnung, daß…« begann sie verwirrt. »Er … er sagte, es wäre für mich bestimmt, und …«

»Es ist für dich bestimmt gewesen, Damona«, sagte eine Stimme hinter ihr. Damona fuhr herum und erkannte Aikilos Waarlam, Triadis

Stellvertreter an der Spitze der Sehenden Wächter. »Es hat die ganze Zeit auf dich gewartet«, fuhr Waarlam fort. »Es sollte dir übergeben werden, wenn die Zeit reif ist. Wir wußten nur nicht, daß es so bald sein würde. Gib gut acht darauf. Diese Waffe ist mehr als ein Schwert.«

Damona wollte etwas darauf erwidern, aber sie kam nicht mehr dazu. Ein ungeheurer, dröhnender Schlag ließ das Felsenkloster erbeben. Vor den Fenstern flammte weißes, grausam helles Licht auf.

Der Boden wankte. Kalk und Steintrümmer regneten von der Decke.

Damona taumelte, kämpfte einen Herzschlag lang um ihr Gleichgewicht und wäre gestürzt, wenn nicht zwei kräftige Hände von hinten zugegriffen und sie gehalten hätten. Sie sah auf und blickte ins Gesicht des Elb.

»Danke«, murmelte sie.

Ein zweiter, noch härterer Schlag traf das Kloster. Der Fels knirschte, als wäre er von einem gigantischen Hammer getroffen worden.

An der Rückseite des Raumes wurde eine Tür aufgestoßen. Für einen Moment überflutete gleißende Helligkeit den Saal, blaues, von knisternden Blitzen durchzucktes Licht, dann taumelte eine Gestalt aus dem Lichtvorhang und brach mit einem unterdrückten Schrei in die Knie. Es war einer der schwarzhaarigen Krieger. Aber er befand sich in einem bemitleidenswerten Zustand. Sein Harnisch war zerfetzt und blutig. Sein Haar schien angesengt, und seine linke Gesichtshälfte war eine einzige, blutende Wunde.

»Sie… greifen an …«, stöhnte er mit letzter Kraft. Dann fiel er langsam vornüber auf den harten Steinboden und blieb reglos liegen.

***

Die Axt sauste mit tödlicher Präsizision auf die Gestalt des Alten hinab. Costa hatte alle Kraft in den Schlag gelegt. Der Hieb war gewaltig genug, einen Baum zu spalten.

Aber die Schneide traf den Sehenden Wächter nicht.

Costa schrie auf, als die Axt Millimeter vor der graugekleideten Gestalt vor ein unsichtbares Hindernis prallte und mit brutaler Wucht gestoppt wurde. Ein dumpfer, vibrierender Schmerz schoß durch seinen Arm bis in die Schulter hinauf und lähmte ihn. Seine Finger öffneten sich. Die Waffe polterte zu Boden und blieb vor den Füßen des Sehenden Wächters liegen. Costa taumelte zurück, brach in die Knie und umklammerte seine geprellte Hand.

»Geht zurück«, drängte der Alte. »Noch könnt ihr es. Aber wenn ihr weitermacht, seid ihr verloren.«

Costa sah auf. Irgend etwas in seinem Innern reagierte auf die Worte des Sehenden Wächters, etwas, das nicht einmal die geballte magische Kraft der Blutgötter hatte auslöschen können. Er wußte, daß der Alte

recht hatte und daß er und seine Freunde auf der falschen Seite kämpften. Aber der hypnotische Befehl saß zu tief, als daß er ihn hätte überwinden können.

»Packt ihn!« krächzte er.

Ein wütender Schrei beantwortete seinen Befehl. Zwei, drei Gestalten stürmten an ihm vorbei und warfen sich mit weit ausgebreiteten Armen auf den Alten.

Sie wurden genauso zurückgeworfen wie Costa. Aber der Wächter wankte unter ihrem Ansturm, und für einen Sekundenbruchteil sah Costa Bestürzung auf seinem Gesicht. Offensichtlich hatte dieser neuerliche Angriff seinen magischen Schutzschirm erschüttert.

Costa kreischte triumphierend auf, sprang auf die Füße und warf sich mit einem wütenden Schrei auf den Alten. Seine Finger glitten an etwas Glattem, Unsichtbarem ab. Eine körperliche Faust schien nach ihm zu greifen und ihn im hohen Bogen davonzuschleudern.

Er stolperte mit wild rudernden Armen zurück, schlug auf dem Boden auf und blieb einen Moment lang benommen liegen, ehe er sich wieder aufraffte und erneut zum Angriff ansetzte. Auch seine Kameraden drängten erneut auf den Alten los.

»Packt ihn!« kreischte Costa. »Bringt ihn um! Werft ihn über die Kante!«

Die Männer machten sich mit wildem Gebrüll daran, Costas Befehl auszuführen. Das magische Schild schützte den Sehenden Wächter zwar vor ihren Schlägen, aber er konnte nicht verhindern, daß er von der dutzendfachen Übermacht der Männer unbarmherzig auf die Felskante zugedrängt wurde. Einen Sturz aus zwanzig Meter Höhe auf den stahlharten Felsboden würde selbst der unsichtbare Schutzschild des Alten nicht auffangen können.

»*Halt!*«

Die Stimme hämmerte mit solcher Wucht auf die Männer herunter, daß sie ihr Vorhaben augenblicklich vergaßen und sich mit schmerzverzerrten Gesichtern am Boden krümmten; ein tiefer, dröhnender Ton, der wie Donner über das schmale Hochplateau rollte und von den Felswänden widerhallte.

Costa richtete sich mühsam auf und sah sich aus tränenverschleierten Augen um. Der Alte hatte sich aus dem Griff der Männer befreit und war wieder zur Felswand zurückgewichen.

Aber er war nicht mehr allein!

Hinter ihm war ein halbes Dutzend grauenhafter Gestalten erschienen. Knochenmänner! Kleine, gefährlich aussehende Skelette, von deren Knochen vermoderte Fleischfetzen hingen. Ihre Totenschädel schienen zu einem diabolischen Grinsen verzerrt zu sein.

Für einen Moment wallte Panik in Costa empor. Er sah sich blitzschnell um und bemerkte, daß die anderen ebenfalls vor dem

grauenhaften Anblick zurückgeprallt waren. Aber dann gewann der posthypnotische Befehl der Moordrohr wieder die Oberhand.

Costa stand schwankend auf, atmete tief ein und stürzte sich mit einem Wutschrei auf die neu aufgetauchten Gegner. Er würde sich den Weg nach Yor-Marathaar freikämpfen, koste es, was es wolle!

Er sprang auf den Alten zu, holte zu einem fürchterlichen Hieb aus und taumelte zurück, als ihm ein schmaler, knochiger Arm den Weg versperrte. Ein greller Schmerz explodierte in seiner Brust. Für einen Moment versank die Welt hinter einem Vorhang aus blutigen Schleiern und Schmerzen. Als er wieder klar sehen konnte, ragte der grinsende Totenschädel eines Knochenmannes über ihm empor.

Kleine, spinnenfingrige Hände streckten sich gierig nach seinem Hals aus.

Costa warf sich verzweifelt herum und versuchte, die Handgelenke des Knochenmannes auseinanderzubiegen. Aber in dem diabolischen Gegner schienen übermenschliche Kräfte zu schlummern. Er spürte die eisige, feuchte Berührung der Knochenfinger an seinem Hals, zuerst zaghaft und beinahe sanft, dann stärker und immer stärker, bis sie sich zu einem Würgegriff steigerte, der ihm die Luft aus den Lungen preßte.

Costa bäumte sich verzweifelt auf, ohne den Klammergriff sprengen zu können. Ein dunkler Schatten tauchte am Rande seines Gesichtsfeldes auf, zerrte an den Schultern des Knöchernen und wurde mit einer fast beiläufigen Bewegung fortgeschleudert. Vor Costas Augen begannen bunte Ringe und Kreise zu flimmern. Sein Herz hämmerte qualvoll, und um seine Brust schien ein stählerner Ring zu liegen, der sich unbarmherzig zusammenzog. In einem letzten, verzweifelten Aufbäumen warf er sich herum, zog die Knie an den Körper und rammte dem Knochenmann die Füße vor die Brust.

Dann warf er sich mit aller Kraft nach hinten.

Der Skelettkrieger wurde von den Füßen gerissen und im hohen Bogen über Costa hinweggeschleudert. Ein fürchterlicher Ruck ging durch Costas Hals, ein Schlag, als würde ihm der Kopf von den Schultern gerissen, dann verschwand der Druck. Costa wälzte sich mühsam auf den Bauch und sah gerade noch, wie der Knochenmann über die Plateaukante in die Tiefe stürzte. Er hörte ihn unten auf dem Felsboden aufschlagen.

Der alte Ziegenhirte richtete sich mühsam auf. Um ihn herum tobte ein verzweifelter Kampf. Der Sehende Wächter war verschwunden, aber seine teuflischen Diener drängten die Männer immer weiter zur Felskante zurück. Costa sah sich verzweifelt nach einer Waffe um, gewahrte seine Axt zwischen den Füßen der Kämpfenden auf dem Boden und stürzte hin.

Als er mit der Waffe in der Hand wieder hochkam, tauchte eine

zweite Knochengestalt vor ihm auf. Er sprang zurück, schwang die Axt mit beiden Händen und ließ die stählerne Schneide auf den unheimlichen Angreifer niedersausen. Der Hieb ließ den Knochenmann zurücktaumeln und mit haltlos rudernden Armen zusammenbrechen. Das Skelett löste sich mit einem Rascheln, das Costa das Blut in den Adern gefrieren ließ, in seine Einzelteile auf. Der Schädel kollerte ein paar Meter weiter, blieb schließlich liegen und starrte Costa aus augenlosen Höhlen an.

Costa wirbelte herum, schwang seine Waffe und trennte einem weiteren Skelett den Kopf von den Schultern. Costa hielt nach weiteren Gegnern Ausschau.

Aber der Kampf war vorüber. Das letzte Skelett zerfiel unter den Hieben der anderen in seine Einzelteile. Der Angriff war abgewehrt.

Costa ließ die Waffe sinken und rang keuchend nach Luft. Sein Herz hämmerte, und seine Knie begannen plötzlich zu zittern. Der Kampf hatte nur wenige Augenblicke gedauert, aber er hatte all seine Kraft beansprucht.

»Wir müssen… weiter«, murmelte er mühsam. Er deutete mit der Hand auf den Höhleneingang, in dem der Alte verschwunden war, schloß für einen Moment die Augen und ging dann mit mühsamen, schleppenden Schritten los. Die anderen Männer folgten ihm in geringem Abstand.

Ein eisiger Windstoß fauchte über das Plateau, zerrte an seinen Kleidern und krallte sich mit Millionen winziger nadelspitzer Finger in sein Gesicht, als er sich der Höhle näherte. Er blieb stehen, schüttelte unwillig den Kopf und sah nach oben. Das gigantische Massiv des Yor-Marathaar ragte schwarz und drohend über ihnen empor, ein schweigender Koloß, der den verlorenen Haufen winziger Menschen, die an seinem Fuß herumkrochen, allein durch seine Gegenwart zu verspotten schien. Aber Costa hatte mit einem Mal keine Angst mehr vor ihm. Seine Leute hatten die Sehenden Wächter gefürchtet, solange er sich erinnern konnte. Aber jetzt wußte er, daß es Mächtigere als sie gab, Wesen, die stärker waren. Und er stand auf ihrer Seite. Die Kraft der Blutgötter hatte ihnen geholfen, die Knöchernen Wächter des Berges zu besiegen – sie würde ihnen auch helfen, den Yor-Marathaar selbst zu stürmen!

Er lächelte flüchtig, packte seine Axt fester und drang mit weit ausgreifenden Schritten in die Höhle ein. Dunkelheit, wattige, beinahe greifbare Schwärze und der Geruch von feuchtem Stein und Moder umschloß die Gruppe, als sie ins Innere des Berges vordrang.

Von irgendwoher drang das leise, regelmäßige Tropfen von Wasser an ihr Gehör, und der Boden unter ihren Füßen schien sanft zu vibrieren. Irgendwo in weiter Entfernung schimmerte gelbes, flackerndes Licht.

Er blieb stehen und wartete, bis die anderen herangekommen waren. Ein Blick in ihre Gesichter sagte ihm, daß sie ebenso fühlten wie er. Er sah weder Angst noch Zaudern darauf, sondern nur den festen Entschluß, die Aufgabe zu erfüllen und Yor-Marathaar zu stürmen.

Irgendwo in seinem Inneren regte sich etwas, ein kleiner, nagender Zweifel, eine dünne, flüsternde Stimme, die ihm sagte, daß das, was er tat, nicht richtig war. Aber er achtete nicht darauf. Er schob den Gedanken mit einem ärgerlichen Schulterzucken beiseite und wandte sich mit einem Ruck um.

»Dort entlang«, sagte er mit einer Geste auf den Lichtschimmer.

Sie gingen los.

Das schwache Tageslicht, das hinter ihnen durch den Höhleneingang gefallen war, verblaßte nach wenigen Schritten vollends. Sie bewegten sich in absoluter Dunkelheit voran, begleitet von dem monotonen, nervtötenden Geräusch des tropfenden Wassers und dem Schleifen und Rascheln ihrer eigenen Schritte auf dem harten Steinboden. Trotz seiner Zuversicht spürte Costa ein dumpfes Gefühl der Beklemmung in sich aufsteigen. Die Dunkelheit ringsum mochte alle möglichen Gefahren bergen. In einer plötzlichen Vision sah er sich ahnungslos in eine bodenlose Fallgrube stürzen oder unter den Angriffen weiterer Ungeheuer, die im Schutze der Dunkelheit lauern mochten, zu Boden gehen. Dieser Stollen war eine perfekte Falle.

Was immer die Sehenden Wächter ihnen antun wollten – hier konnten sie es.

Aber seine Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Die Knochenmänner, die ihnen den Zutritt zum Yor-Marathaar verwehrt hatten, schienen die einzigen Wächter gewesen zu sein. Sie marschierten eine halbe Stunde lang durch den Stollen, ohne auf ein Anzeichen von Leben zu stoßen. Der Lichtschimmer vor ihnen wurde stärker, wuchs zu einem Halbkreis aus flackerndem Tageslicht, dann zu einer Scheibe. Schließlich standen sie vor einem Höhlenausgang, der sich kaum von dem unterschied, durch den sie das Innere des Berges betreten hatten.

Er bedeutete seinen Männern mit einer Geste anzuhalten. Auf der anderen Seite des Berges erstreckte sich eine flache, halbrunde Felsebene, ein Plateau ähnlich dem, auf dem sie gegen die Knochenmänner gekämpft hatten. Ein eisiger Windstoß pfiff von draußen herein, ließ ihn zurücktaumeln und fing sich heulend im Hintergrund der Höhle. Das Geräusch gellte wie höllisches Gelächter in Costas Ohren. Er packte seine Axt fester und machte eine knappe, befehlende Geste. Die Männer verteilten sich rechts und links des Höhlenausganges, um vor einem Überraschungsangriff gefeit zu sein.

Costa zögerte einen Herzschlag lang, nahm dann all seinen Mut zusammen und trat mit einem entschlossenen Schritt aus der Höhle.

Er benötigte mehrere Sekunden, um zu begreifen, was geschehen war. Als die Erkenntnis schließlich über seinem Bewußtsein zusammenschlug, geschah dies mit solcher Wucht, daß er unwillkürlich aufschrie.

Das Plateau ähnelte nicht nur dem, über das sie die gegenüberliegende Höhle betreten hatten – es war das gleiche! Sie waren an der gleichen Stelle, an der sie losgegangen waren!

***

Der lautlose Tod bewegte sich zielstrebig zur Spitze des Yor-Marathaar empor. Das Heer der winzigen, chitingepanzerten Killer flutete wie eine graue, unaufhaltsame Woge über Felsen und Abgründe, überspülte Grate, füllte Kamine aus und schob sich über senkrechte Felsabstürze. Ein dumpfes Rascheln und Knacken begleitete den unaufhaltsamen Vormarsch der Zwergenarmee, ein Geräusch, als schleife etwas Hartes, Stählernes über den Fels. Dort, wo die grausige Armee weiterzog, schien die Oberfläche des Steines verändert. Ihre glatte Struktur, von Millionen von Jahren des Windes und der Erosion glasiert und poliert, war verschwunden und hatte einem porösen Muster aus unzähligen, mikroskopisch kleinen Kratern und Löchern Platz gemacht.

Die Spitze des Angriffskeiles befand sich nur noch wenige Meter unterhalb des eigentlichen Klosters. Milliarden und Abermilliarden kleiner, gieriger Zangen reckten sich in den Himmel, klappten mit häßlichem Geräusch auf und zu und bissen in animalischer Wut in die Luft. Ein Windstoß fauchte um die Hänge des Yor-Marathaar, erfaßte die vordersten Tiere und schleuderte Tausende von ihnen in die Tiefe. Aber auch er konnte den Vormarsch der gehirnlosen Scheußlichkeiten nicht aufhalten. Weitere Monster schoben sich vor, nahmen den Platz ihrer abgestürzten Artgenossen ein und krabbelten mit der Sturheit kleiner, protoplasmischer Roboter weiter.

Dann erreichte die erste Welle der Tiere die Brustwehr des Klosters, flutete über die steinerne Brüstung und bedeckte wie eine graue, lebende Welle den Wehrgang. Die vorderste Linie der Tiere hielt an, kleine, keilförmige Köpfe reckten sich witternd empor, suchten mit blinden Augen die massiven Steinwände des Klosters ab und schnappten wütend nach dem Wind.

Dann ging der Vormarsch weiter. Nach wenigen Augenblicken hatte sich der Wehrgänger in ein kochendes, brodelndes Chaos unzähliger winziger Leiber verwandelt. Die Tiere füllten den Gang aus, drangen nach rechts und links und erreichten schließlich die großen bronzenen Tore, mit denen die Zugänge zum eigentlichen Kloster verschlossen waren.

Wieder geriet der Vormarsch für einen Augenblick ins Stocken. Die Tiere hockten schweigend da, starrten die Tore an und schienen auf irgend etwas zu warten. Dann, wie auf ein gemeinsames Kommando, stürzten sie sich auf die riesigen Torflügel. Millionen winziger, stahlharter Zangen fraßen

sich in Metall und Stein, rissen Späne und Brocken heraus und wühlten sich unaufhaltsam tiefer…

***

Das blaue Leuchten füllte den Korridor wie eine massive Wand aus – ein überirdisches, gleißendes Licht, das in den Augen schmerzte und von einem tiefen, elektrischen Knistern begleitet wurde. Von Zeit zu Zeit leckten weiße, funkensprühende Flammenzungen aus dem Lichtvorhang, fuhren über Decke, Wände und Boden und hinterließen geschwärzte Rußspuren. Eine ungeheure Hitzewelle brodelte aus dem Lichtvorhang und ließ die Verteidiger zurücktaumeln.

Damona blinzelte und beschattete die Augen mit den Fingern, um in der gleißenden Helligkeit etwas erkennen zu können. Wenige Schritte vor ihr lag der verkrümmte Körper eines Mannes. Eine dunkle Blutlache färbte den Boden unter ihm, und seine Hände umklammerten noch immer den zerborstenen Rest des Schwertes, mit dem er sich bis zum letzten Moment gewehrt hatte. Damona kämpfte sich ächzend einen Schritt vor und streckte die Arme aus, um den leblosen Körper zu sich heranzuziehen, aber die ungeheure Hitze trieb sie zurück.

»Laß es sein«, sagte eine gehetzte Stimme neben ihr. »Du bringst dich nur selbst in Gefahr. Dem armen Kerl kannst du sowieso nicht mehr helfen.«

Damona fuhr herum und erkannte Mike, der, nun ebenfalls mit einem Schwert bewaffnet, neben Old Rainbow stand und aus zusammengekniffenen Augen in die gleißende Lichtflut starrte. »Von wegen magischer Schutzschirm«, grollte er. »Ganz so sicher, wie Triadi gemeint hat, scheinen wir nicht zu sein.«

»Der magische Schirm schützt nur gegen lebende Gegner«, wandte der Dämon vom Schwarzen Schwert ein. Sein ohnehin faltiges Gesicht verzog sich noch mehr, während er in den flimmernden Lichtschirm starrte. Die flackernde Helligkeit warf ein verwirrendes Muster aus Licht und Schatten auf seine Züge. Seine kleine, buckelige Gestalt wirkte mit einem Male noch verschobener, als sie ohnehin war.

Mike drehte verblüfft den Kopf. »Wie meinst du das?«

Der Ex-Dämon zuckte die Achseln. »So, wie ich es gesagt habe, Mike. Die Moordrohr verfügen über mehr Hilfskräfte, als du ahnst. Nicht alle von ihnen leben. Jedenfalls nicht im herkömmlichen Sinn.«

Damona wich einen weiteren Schritt vor dem wabernden Hitzevorhang zurück und sah sich hilfesuchend um. Der Gang hinter ihr und Mike hatte sich mittlerweile mit Verteidigern gefüllt – allen voran die Barbarenkrieger und der Elbenmann. In seiner schimmernden Silberrüstung wirkte er wie eine griechische Götterstatue, die sich nur an diesen Ort des Grauens verlaufen hatte.

Ein vielstimmiger Aufschrei ließ sie abermals herumfahren. Ihre Augen weiteten sich ungläubig.

Hinter dem gleißenden Lichtschirm begann etwas Großes, Unförmiges Gestalt anzunehmen. Ein riesiger, massiger Körper schob sich durch den knisternden Energievorhang, flackerte kurz und nahm dann endgültig Form an.

Damona stöhnte entsetzt auf. Das Ding dort vorne schien direkt aus den Alpträumen eines wahnsinnigen Gen-Biologen entsprungen zu sein. Das Monster ähnelte einer Mischung aus Spinne und Polyp – der gigantische, mehr als zwei Meter lange Spinnenkörper wurde von sechs kräftigen, behaarten Beinen getragen, die in messerscharfen Klauen endeten. Der Kopf war rund, schuppig, und mit einem Dutzend starren Facettenaugen ausgerüstet, die Damona in stummer Wut anzuglotzen schienen. Dort, wo das vordere Beinpaar sein sollte, wuchsen zwei schenkelstarke, peitschende Polypenarme aus dem aufgedunsenen Körper. Auch sie waren mit schwarzem, drahtigem Haar bewachsen. An den Innenseiten saß eine Unzahl kleiner, hellroter Saugnäpfe, die von einem Kranz feuchtschimmernder Dornen umgeben waren.

Damona war für einen Moment vor Schreck und Entsetzen gelähmt. Die riesigen Polypenarme peitschten durch die Luft, tasteten suchend über die Wände und streckten sich dann gierig in ihre Richtung aus. Damona versuchte zurückzuweichen, aber das Entsetzen saß zu tief in ihr und lähmte sie.

Ein harter Stoß schleuderte sie beiseite und ließ sie gegen die Wand taumeln. Die Fangarme der Bestie peitschten mit ekelhaftem Zischen durch die Luft. Gleichzeitig ließ das Ungeheuer einen enttäuschten Aufschrei hören.

Damona rappelte sich mühsam auf und hielt nach ihrem Lebensretter Ausschau. Es war der Elb. Er duckte sich elegant unter den peitschenden Polypenarmen weg, riß seinen Schild hoch und führte gleichzeitig einen wuchtigen Schwerthieb gegen das Monster. Seine Klinge krachte mit unglaublicher Kraft auf den Fangarm. Ein hoher, klingender Ton übertönte das Zischen der Bestie. Das Schwert bog sich durch, prallte zurück und brach ab.

Der Elbenmann starrte einen Herzschlag lang verblüfft auf den zersplitterten Griff in seiner Hand, zuckte dann zusammen und duckte sich instinktiv unter einem weiteren Schlag der Bestie weg.

Er schaffte es nicht ganz. Die stahlharte Spitze des Polypenarmes schrammte an seinem Schild entlang, zischte Millimeter vor seinem Gesicht durch die Luft und berührte ihn fast spielerisch an der Brust. Der Körper des Elb bäumte sich wie unter einem elektrischen Schlag auf, wurde von den Füßen gehoben und segelte meterweit durch die Luft, ehe er krachend aufprallte. Der Geruch nach verkohltem Fleisch

und versengtem Haar wehte durch den Gang.
Irgendwo in Damona schien etwas zu zerbrechen. Sie starrte sekundenlang aus ungläubig geweiteten Augen auf den verrenkt daliegenden Leichnam, unfähig, sich zu rühren oder an irgend etwas anderes zu denken. Ein Gefühl der Trauer, des Bedauerns wallte in ihr empor und wurde Augenblicke später von kalter, berechnender Wut davongespült. Ein seltsames Kribbeln machte sich in ihren Fingern breit. Sie senkte den Blick und sah die Veränderung, die mit Excalibur vor sich gegangen war. Das Schwert begann zu vibrieren.
Helle Lichtreflexe tanzten über die Klinge, hüllten sie in eine Aura reinen, fast schmerzhaft hellen Lichtes. Excalibur schien unter ihren Fingern zum Leben zu erwachen.
Damona fühlte sich plötzlich herumgewirbelt und nach vorne gerissen. Ihre Finger klebten wie angeschweißt am schmalen Griff des Schwertes. Selbst wenn sie gewollt hätte, hätte sie Excalibur in diesem Moment nicht mehr loslassen können.
Sie sprang auf die Bestie zu, tauchte mit einer eleganten Bewegung unter den herunterpeitschenden Armen durch und umfaßte den Schwertgriff mit beiden Händen. Eine ungeheure, urwüchsige Kraft schien plötzlich durch ihren Körper zu pulsieren. Sie zog die Arme an den Körper, vollführte eine spielerisch anmutende Pirouette und schlug dann mit aller Kraft zu. Die schmale Klinge glitt mühelos und scheinbar ohne auf Widerstand zu stoßen durch den Polypenarm und trennte ihn ab.
Das Monster schrie gellend auf, erhob sich auf die Hinterbeine und hieb mit dem verbliebenen Arm nach der Angreiferin. Damona duckte sich, ließ den Fangarm dicht über ihren Kopf hinwegzischen und schlug erneut zu. Excalibur trennte auch den zweiten Polypenarm ab, schrammte funkensprühend über den chitingepanzerten Körper des Ungeheuers und zerschmetterte eine der fast armlangen Greifzangen. Der Spinnenpolyp taumelte zurück, brach in den Hinterbeinen ein und versuchte schwerfällig wieder hochzukommen.
Seine beiden Armstümpfe reckten sich anklagend in die Luft.
Schwarzes, öliges Dämonenblut quoll zähflüssig aus den Wunden.
Aber Excalibur hatte sein Vernichtungswerk noch nicht beendet! Die Klinge ruckte abermals herum, riß Damona mit sich und sauste mit ungeheurer Wucht auf den häßlichen Körper des Ungeheuers herab.
Der Schlag spaltete beinahe den ganzen Körper. Das Wesen bäumte sich auf. Ein Schwall übelriechenden schwarzen Blutes überschüttete Damona, während die Nerven des Monsters in einem letzten Reflex zuckten. Dann brach es zusammen und blieb reglos liegen.
Damona wich keuchend zurück. Das Grauen war noch nicht vorbei. Dort, wo der magische Stahl Excaliburs durch den Körper des Monstrums gefahren war, setzte eine grauenhafte Veränderung ein.

Das Fleisch wellte sich, zog sich kräuselnd zusammen und begann zu dampfen, als wäre es mit einer tödlichen Säure in Berührung gekommen. Der gesamte Körper der Bestie begann sich aufzulösen, zerlief zu einem grauen, übelriechenden Brei, begann zu kochen und zu brodeln und verging schließlich in einer fettigen Rauchwolke.

Nach wenigen Augenblicken war der Gang vor Damona so leer wie vor dem Angriff. Nichts deutete mehr auf die Gegenwart dieses Alptraumwesens hin.

Nichts außer den Brandspuren an Decke und Wänden, dem vibrierenden Schwert in Damonas Hand – und der Leiche eines Wesens, das viel zu gut und schön für diese Welt war.

Damona atmete hörbar ein, schloß für einen Sekundenbruchteil die Augen und wandte sich dann mit hängenden Schultern um.

Sie starrte in eine Mauer von Gesichtern. Ihr Blick suchte den Mikes. Der Ausdruck darin ließ sie trotz ihrer Müdigkeit lächeln.

Mike starrte sie mit einer Mischung aus Unglauben und Bewunderung an. Sein Unterkiefer klappte langsam herunter, und auf seinen Zügen erschien ein unglaublich dümmlicher Ausdruck.

Sie machte einen Schritt, schwankte und wäre gestürzt, wenn Mike nicht gedankenschnell hinzugesprungen und sie aufgefangen hätte. Das Vibrieren in ihrer Hand erlosch, und gleichzeitig versiegte auch die übernatürliche Kraft Excalibur, die sie bisher auf den Beinen gehalten hatte. Sie ruhte sich einen Herzschlag lang in Mikes Umarmung aus, stieß sich dann von seiner Brust ab und blieb schwankend stehen. Ihr Blick suchte den Leichnam des Erschlagenen, aber sie fand ihn nicht. Wahrscheinlich war er mittlerweile fortgeschafft worden.

»Was… was war das?« fragte sie mühsam.

Mike zuckte die Achseln. »Das wollte ich gerade dich fragen«, antwortete er. »Ich weiß nur, daß… daß es das Gräßlichste war, was ich je zu Gesicht bekommen habe.« Seine Stimme schwankte. Selbst die Erinnerung an das grauenhafte Ding schien ihm Unbehagen zu bereiten. »Deinen Mut möchte ich haben«, sagte er nach einer Weile leise. »Wenn ich nicht vor Schreck gelähmt gewesen wäre, währe ich wahrscheinlich schreiend davongelaufen.«

Damona schüttelte den Kopf. »Das Kompliment ehrt mich zwar«, sagte sie, »aber es gebührt nicht mir. Es war Excalibur.«

Zwischen Mikes Brauen entstand eine steile Falte. »Moment mal«, sagte er zweifelnd. »Du willst im Ernst behaupten, daß dieser Käsedolch…«

»Excalibur ist kein Käsedolch«, sagte eine scharfe Stimme hinter ihm. Mike fuhr herum, sah einen Moment lang in Triadis Augen und hob dann in einer übertrieben furchtsamen Geste die Arme.

»Nicht gleich schlagen, großer Meister«, sagte er. »Ich nehme alles

zurück.«

Triadi lächelte traurig.

»Excalibur ist mehr, als es scheint«, sagte er ernsthaft. »Es ist mehr als eine Waffe. Viel mehr.«

Mike warf einen schrägen Blick zu Old Rainbow hinüber. Der gnomenhafte Ex-Dämon war dem kurzen Geplänkel grinsend gefolgt.

»Du irrst dich, Mike«, sagte er. »Excalibur ist nicht das, was du denkst. Ein verwunschener Dämon reicht. Irgendwann einmal wirst du vielleicht erfahren, was es ist.«

Mike starrte den Dämon vom Schwarzen Schwert sekundenlang stirnrunzelnd an, zuckte dann die Achseln und wandte sich wieder an Triadi. Das Lächeln verschwand so übergangslos aus seinem Gesicht, wie es erschienen war.

»Ich glaube, Sie sind uns eine Erklärung schuldig, Triadi. Vorhin auf dem Balkon haben Sie noch behauptet, Yor-Marathaar wäre vor jedem Angriff geschützt.«

Triadi nickte betrübt. »Das stimmt. Aber der magische Schirm schützt uns nur vor direkten Angriffen. Die Moordrohr haben mächtige Diener.«

»Das habe ich gemerkt«, murmelte Damona matt.

Triadi sah sie sekundenlang an. In seinen Augenwinkeln erschien ein undefinierbares Lächeln, dann wandte er sich wieder an Mike.

»Das Wesen, das ihr gesehen habt, war ein Khlaan.«

»Aha«, machte Mike.

»Vor Millionen von Jahren, als die Moordrohr diese Welt beherrschten«, fuhr Triadi ungerührt fort, »waren Wesen wie diese ihre treuesten Diener. Mit ihrer Hilfe trugen die Moordrohr ihren Terror bis in die entferntesten Winkel der Erde.«

Mike ächzte. »Soll das heißen«, fragte er mißtrauisch, »daß es noch mehr davon gibt?«

Triadi nickte zögernd. »Hunderttausende, vielleicht Millionen.« Er hob abwehrend die Arme und fuhr hastig fort, als Mike etwas einwerfen wollte. »Aber die Moordrohr können nicht sehr viel von ihnen gegen uns einsetzen. Selbst diesen Wesen sind Grenzen gesetzt. Es kostet ungeheuere Energie, ein Lebewesen dieser Größe über die Abgründe von Jahrmillionen hierherzuholen. Sie können nicht mehr als eine Handvoll einsetzen.«

»Danke«, murmelte Mike. »Eines hat mir gereicht.«

»Wir können sie abwehren«, sagte Triadi zuversichtlich. »Die wirkliche Gefahr liegt ganz woanders.«

»So?«

Triadi nickte. »Die Moordrohr wissen, daß die Khlaan allein uns nicht besiegen können. Aber jeder Angriff schwächt unsere Verteidigungskraft. Je stärker wir hier gebunden sind, desto weniger

Konzentration können wir unserem Schutzschild schenken. Sie brauchen uns nur lange genug zu beschäftigen, und er wird zusammenbrechen. Das ist die wahre Absicht der Moordrohr.«

Mike runzelte zweifelnd die Stirn. »Aber«, begann er zögernd, »ich denke, es sind nur eine Handvoll Bauern, die…«

Triadi schnitt ihm mit einer raschen Handbewegung das Wort ab.

»Du hast recht, Mike. Es sind nur eine Handvoll Bauern. Aber es sind Menschen, vergiß das nicht. Die Moordrohr kennen unsere Schwächen, und sie nutzen sie rücksichtslos aus. Wir können ihre höllischen Diener vernichten, so viele sie auch gegen uns hetzen mögen. Aber keiner von uns würde einen unschuldigen Menschen töten. Diese Handvoll Bauern, wie du sie genannt hast, werden über uns herfallen. Aber es sind trotz allem unschuldige Menschen, die als Werkzeuge einer stärkeren Macht kommen. Könntest du sie töten?«

Mike schwieg betreten.

»Und was geschieht, wenn euer Schild versagt?« fragte Damona nach einer Weile.

Triadi schwieg einen Moment, starrte zu Boden und rang mit den Händen. »Ich weiß es nicht«, sagte er leise. »Wir werden Yor-Marathaar aufgeben müssen. Wenn es soweit kommt…« Er schrak auf, lächelte zuversichtlich und bedeutete Damona mit einer Kopfbewegung, ihm zu folgen.

»Aber wir haben nicht vor, tatenlos dazusitzen und zu warten, bis die Moordrohr uns überrannt haben«, sagte er, während sie durch den Korridor zum Versammlungsraum zurückgingen.

»Ihr wollt eurerseits angreifen?« fragte Mike.

Triadi antwortete nicht sofort. »Die Moordrohr werden Fehler machen«, sagte er nach einer Weile. »Ihr erster Angriff hatte mehr Erfolg, als wir befürchteten. Auch sie werden dies bemerkt haben.«

»Und was bedeutet das?«

Triadi lächelte. »Sie werden es noch einmal versuchen. Und ich hoffe, daß sie diesmal leichtsinnig werden.«

Mike wiegte den Kopf. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, im Klartext zu reden?« fragte er.

Triadi deutete mit einer einladenden Geste auf das steinerne Rund der Bänke und wartete, bis Damona, Mike und Old Rainbow Platz genommen hatten. Die anderen Verteidiger hatten sich mittlerweile verteilt, wohl, um ihre Posten in dem verzweigten Labyrinth der Felsenfestung einzunehmen und vor einem weiteren Überraschungsangriff sicher zu sein.

»Sie werden, durch diesen ersten Angriff ermutigt, weitere Khlaan in den Kampf werfen«, sagte Triadi. »Jedenfalls hoffe ich das.«

Damona ächzte. »Du… hoffst es?« wiederholte sie ungläubig.

Triadi nickte ernsthaft. »Ja. Ich weiß, das mag sich unglaublich

anhören, aber die Spinnenpolypen sind noch die harmlosesten Schergen der Moordrohr. Sie könnten weit schlimmere Kreaturen gegen uns einsetzen. Aber solange sie glauben, mit den Khlaan erfolgreich zu sein, werden sie darauf verzichten.«

»Warum?«

Triadi lächelte traurig. »Selbst für die Moordrohr stellen Millionen Jahre eine nicht zu vernachlässigende Zeitspanne dar«, antwortete er. »Ihre Macht ist längst nicht mehr das, was sie war, auch wenn sie euch unglaublich erscheinen mag. Die Diener von einst könnten sich gegen ihre Herren wenden.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn es so kommt, wie ich hoffe, werden sie weitere Khlaan gegen uns ins Feld führen. Und sie werden dabei mehr Energie verbrauchen, als sie sich leisten können.«

»Und dann schlagt ihr zu?« vermutete Mike.

Triadi nickte. »Ja. Noch können wir Yor-Marathaar nicht verlassen. Sie sind zu stark, um ihnen im offenen Kampf gegenüberzutreten. Aber wir warten auf den Moment, in dem ihre Kräfte erschöpft sind.«

Damona sah den greisen Priester zweifelnd an. »Du meinst… es … es gibt Möglichkeiten, einen Moordrohr zu töten?« fragte sie.

Triadi hielt ihrem Blick sekundenlang stand, dann lächelte er. »Du selbst hast den Tod eines Moordrohr miterlebt, Damona.« Er seufzte, stand auf und ging mit schleppenden Schritten zum Fenster hinüber. Seine Gestalt zeichnete sich als dunkle Silhouette gegen den hell erleuchteten Halbkreis ab.

»Aber egal, wie es ausgeht«, murmelte er, »hinterher wird die Welt nicht mehr sein, was sie war.« Damona wollte Triadi nach der Bedeutung seiner Worte fragen, ließ es aber dann. Triadis Worte schienen nur für ihn selbst bestimmt gewesen zu sein.

Die Sehenden Wächter verschwiegen ihr irgend etwas. Es gab ein Geheimnis zwischen ihnen. Und Damona hatte das Gefühl, daß ihr nicht wohl sein würde, wenn sie es ergründet.

***

Die Männer hockten reglos im Kreis auf dem Marktplatz des kleinen Dorfes. Aus ihren Körpern schien jedes Leben gewichen zu sein.

Selbst einem aufmerksamen Beobachter wäre es schwergefallen, irgendein Anzeichen von Leben in den starren, wie versteinert dasitzenden Gestalten zu entdecken. Ihre Augen waren weit geöffnet und starrten ins Leere, und auf den Gesichtern lag ein angespannter, verkrampfter Ausdruck.

Vor jedem der fünf Männer brodelte ein flacher, halbmetergroßer Tümpel im Boden; ein dunkler Pfuhl, gefüllt mit waberndem, glucksendem und brodelndem Dämonenblut. Die Moordrohr hatten die Körper von fünf normalen Menschen aus fünf verschiedenen

Erdteilen hierhergerissen, aber ihre eigentliche Substanz befand sich noch immer in den glucksenden Tümpeln. Nur ihre Geister, das, was man bei einem menschlichen Wesen die Seele genannt hätte, war in die Leiber ihrer wehrlosen Opfer gefahren. Geister, die jetzt mit einer Kraft, die für einen normalen Menschen schlichtweg unvorstellbar war, hinausgriffen und den Angriff auf das reglos daliegende Felsenkloster leiteten. Sie hatten gespürt, wie ihr erster Angriff fehlgeschlagen war, aber sie hatten auch die Erschütterung gespürt, die durch den magischen Schild über Yor-Marathaar gelaufen war.

Schon dieser erste Vorstoß hatte das Schutzfeld geschwächt, hatte die Konzentration der sieben Sehenden Wächter, die den unsichtbaren Schild nur durch ihren Willen aufrecht erhielten, durchbrochen und den Moordrohr für einen kurzen Moment Einblick in die eigentliche Festung gewährt. Der Schild war immer noch stark, stärker als alles, was menschlicher Erfindungsgeist und Technik jemals zustandegebracht hatten. Nicht einmal die Explosion einer Wasserstoffbombe hätte ihn durchbrechen können.

Aber die Moordrohr verfügten über andere Waffen, Waffen, die viel subtiler und gleichzeitig gefährlicher waren als alle Kernbomben der Welt zusammen. Es war das Grauen einer Millionen von Jahren zurückliegenden Epoche, der Terror einer Zeit, in der das Universum noch jung und die Vorfahren des Menschen nicht mehr als gehirnlose Einzeller in den Ozeanen einer fremden und lebensfeindlichen Welt gewesen waren. Ein Alptraum, der die Äonen überdauert hatte, um sich jetzt zu neuer, schrecklicher Herrschaft aufzuschwingen.

Während die menschlichen Wirtskörper der Moordrohr wie versteinert dahockten, bereiteten ihre Geister die nächste Runde in diesem gigantischen Spiel um Macht oder Untergang vor. Yor-Marathaar hatte den ersten Angriff abgeschlagen, aber der eigentliche Kampf würde jetzt erst beginnen…

***

Die Männer schleppten sich mit mühsamen, langsamen Bewegungen durch den Gang. Vor ihnen, irgendwo in unbestimmbarer Entfernung, schimmerte ein kleiner runder Fleck trüben Tageslichts durch die Dunkelheit. Die feuchten Steinwände fingen das Geräusch ihrer Schritte auf und warfen es als verzerrtes Echo zurück. Es war längst nicht mehr so forsch und energisch wie zu Anfang. Die Bewegungen der Männer waren schleppender geworden; mühsamer und irgendwie lustlos.

Costa überlegte, wie oft sie jetzt schon durch diesen finsteren, lichtlosen Stollen gegangen waren, nur, um am Ende wieder an der gleichen Stelle herauszukommen, an der sie den Berg betreten hatten. Es war sinnlos. Der Sehende Wächter hatte sie gewarnt, aber keiner

von ihnen hatte begriffen, was er überhaupt gemeint hatte.

Nicht, bevor es zu spät und die Falle hinter ihnen zugeschnappt war. Sie waren ein dutzendmal durch den Berg geeilt, zu Anfang von sinnloser Wut und Trotz, dann von Panik angetrieben. Jetzt schleppten sich die Männer nur noch mühsam voran. Dieser sinn verdrehende, völlig unmögliche Weg, der immer wieder zu seinem eigenen Ausgangspunkt zurückführte, zehrte mehr an ihren Kräften, als es jeder körperliche Angriff getan hätte. Costa blieb einen Moment lang stehen, atmete tief durch und ging dann mühsam weiter. Die Luft erschien ihm stickiger als zu Anfang, und der winzige gelbe Lichtkreis vor ihm schien ihn mit seinem stummen Glanz zu verhöhnen.

Er wußte, daß sie verloren waren. Die Moordrohr hatten ihm als einzigen einen Rest freien Willens gelassen, und so hatte er lange vor den anderen erkannt, wie teuflisch die Falle war, in die der Alte sie gelockt hatte. Die anderen würden weitermarschieren, immer wieder hin und her durch diesen stummen Berg, in geistloser Monotonie immer wieder den gleichen Weg nehmend und nicht begreifend, daß sie bis zum Ende ihrer Tage laufen konnten, ohne jemals wirklich von der Stelle zu kommen. Er hatte längst begriffen, wie sinnlos es war. Sie waren in einem Labyrinth ohne Ausgang, winzige Ameisen, die in einer Glasröhre herumkrabbelten und nicht begriffen, wie vollkommen sinnlos alles war, was sie taten.

Er blieb erneut stehen, lehnte sich müde gegen die Wand und rang keuchend nach Luft. Der hinter ihm gehende Mann stieß an seine Schulter, stolperte und ging mit einem gemurmelten Fluch weiter.

Costa blickte ihm kopfschüttelnd nach. Mit einem Male war er sich gar nicht mehr so sicher, ob es eine Gnade der Moordrohr gewesen war, ihm einen Rest klaren Denkens zu lassen. Die anderen begriffen wenigstens nicht, was mit ihnen geschah. Sie waren nichts als gehorsame Roboter, die immer weiter und weiter laufen würden, bis sie schließlich entkräftet zu Boden sanken und starben.

Irgendwo in seinen Gedanken erwachte wieder die wispernde, flüsternde Stimme, die ihm sagte, wie dumm und falsch doch alles war, was er tat… Er hatte sich in eine Auseinandersetzung hineinziehen lassen, die nicht die seine war. Kämpfte einen Kampf, bei dem er nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren hatte. Er wußte nicht, wer die Moordrohr waren und warum sie das Felsenkloster stürmen wollten. Es war ihm auch egal. Aber irgendwie spürte er, daß, wenn er überhaupt eine Rolle in diesem Kampf spielen mußte, diese auf die andere Seite gehörte, daß er für die falsche Seite kämpfte und litt.

Das Bild des Höhlenausganges verschwamm für einen Sekundenbruchteil vor Costas Augen. Einen Herzschlag lang hatte er das Gefühl, einen schmalen, von steil aufragenden Felsen umrahmten

Weg vor sich zu sehen. Dann senkte sich die unbarmherzige Gewalt des hypnotischen Befehls wieder über sein Bewußtsein. Costa stieß sich von der Wand ab, reihte sich in die langsam vorrückende Menge ein und schleppte sich wieder dem Ausgang entgegen.

***

Der Barbarenkrieger hatte seine Runde beendet, verharrte einen Moment lang reglos auf der Stelle und drehte sich dann *um*, um den gleichen Weg, den er heraufgekommen war, wieder zurückzugehen.

Er war groß, selbst für einen Mann seines Volkes, und seine herkulischen Schultern sprengten beinahe den schwarzen Lederharnisch.

Sein Gesicht wirkte müde und übernächtigt, aber die dunklen Augen unter dem wulstigen Helm waren aufmerksam und wach. Er wußte, daß hier oben, dicht unter der Spitze des Felsenklosters, kaum mit einem Angriff zu rechnen war. Aber vermutlich hatte das sein Kamerad, der der ersten Attacke der Schwarzblütler zum Opfer gefallen war, ebenfalls gedacht.

Seine Finger spielten nervös am Griff des Breitschwertes, das an seinem Gürtel hing. Er spürte eine seltsame Mischung von verhaltener Furcht und dem Wunsch, sich endlich in den Kampf werfen zu können. Sein Volk, die Mamiden, die auf einer Mikrowelt tief im Inneren der Erde lebten, hatte die zwölf tapfersten Krieger ausgesandt, als der Hilferuf der Sehenden Wächter ihren Ältestenrat erreichte – zwölf Helden, die weder Tod noch Teufel fürchteten und sich freudig für die Männer von Yor-Marathaar geopfert hätten.

Aber diese Auseinandersetzung entwickelte sich so ganz anders, als die Barbarenkrieger gehofft hatten. Es gab keine offene Schlacht, keine Gegner, die sie angreifen und überwältigen oder sterben konnten. Das stumme Dasitzen und Warten zerrte mehr an seinen Nervenkräften, als es eine offene Auseinandersetzung getan hätte.

Ein plötzliches Geräusch ließ den Barbaren erstarren. Er verhielt mitten im Schritt, schloß die Augen, lauschte, und wandte sich dann in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Sein Schwert glitt schabend aus der ledernen Scheide, während er sich auf Zehenspitzen dem Gang näherte. Ein dumpfes Rascheln und Schleifen schlug ihm entgegen, ein Geräusch, als trippelten Millionen winziger Füße über harten Steinboden. Er blieb stehen, legte lauschend den Kopf auf die Seite und bewegte sich dann lautlos weiter. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Das dumpfe Gefühl, das bisher wie eine drückende Last auf seiner Seele gelegen hatte, wich einer fast freudigen Erregung. Wer immer auch geglaubt hatte, auf diesem Wege unbemerkt in Yor-Marathaar eindringen zu können, würde eine unangenehme Überraschung erleben.

Er erreichte die Abzweigung, blieb stehen und preßte sich mit dem Rücken gegen den feuchten Stein. Das Schaben und Rascheln wiederholte sich und kam näher. Gleichzeitig bemerkte er einen schwachen Lichtschimmer – helles, goldenes Tageslicht, nicht den flackernden Schein der Fackeln, der die Gänge hier oben sonst erhellte.

Der Krieger rief sich blitzschnell die Pläne der umliegenden Gänge ins Bewußtsein. In der Richtung, aus der sich das Geräusch näherte, lag ein halbes Dutzend leerstehender Räume, ein kreisförmiger Gang, der sich rings um das gesamte Kloster zog – und die vier großen, bronzenen Tore, mit denen die Ausgänge verschlossen worden waren.

Er runzelte nachdenklich die Stirn.

Triadi hatte ihnen die Befestigungsanlagen eingehend gezeigt als sie angekommen waren. Die sechs Meter hohen Bronzetore waren stabil genug, den Ansturm einer ganzen Armee aufzuhalten. Aber das Tageslicht bewies, daß mindestens eines von ihnen geöffnet worden war. Er dachte an den riesigen Spinnenpolypen zurück.

Selbst dieses Monstrum würde nicht die Kraft haben, die halbmeterstarken Tore aufzubrechen. Und selbst wenn es ihm gelingen sollte, hätte der dabei entstandene Lärm das gesamte Kloster alarmiert.

Der Krieger packte sein Schwert fester, nahm seinen Schild in Brusthöhe und trat mit einem entschlossenen Schritt auf den Gang hinaus.

Der Tunnel war leer.

Der Barbar benötigte einige Sekunden, um seine Verblüffung zu überwinden. Er hatte fest damit gerechnet, einem weiteren Spinnenpolypen oder anderen Scheußlichkeiten gegenüberzustehen, aber in dem Stollen vor ihm befand sich absolut nichts!

Da war nur dieses Rascheln und Schaben, das unbarmherzig näherkam und jetzt schon den gesamten Gang auszufüllen schien, ein Geräusch, das auf seltsame Art bedrohlich und gefährlich klang und den Mann unwillkürlich schaudern ließ.

Er bemerkte die Gefahr erst, als die vorderste Reihe der Tiere seine Füße bereits erreicht hatte und an seinen Stiefeln emporzuklettern begann.

Der Mann schrie auf, ließ Schild und Schwert fallen und schlug nach den winzigen Biestern. Seine Hand fegte ein Dutzend oder mehr Insekten herunter, aber vom Boden drängten sofort neue nach, schnappten mit gierig aufgerissenen Mandibeln nach seinen Beinen und verbissen sich in seinen Stiefeln. Ein scharfer, feuriger Schmerz trieb dem Mann die Tränen in die Augen, als die Beißzangen eines Insekts seine Stiefel durchbohrten und tief in seine Haut bissen. Er taumelte zurück, schlug, halbblind vor Schmerz und Angst, nach

seinen Beinen und schrie gellend auf. Von der Decke her ließen sich weiter Insekten auf seine Schultern fallen, bissen sich in seinen Harnisch, seine Haare und sein Gesicht fest, rissen an seiner Haut und überschütteten ihn mit dünnen Strahlen einer gelben, wie irrsinnig brennenden Flüssigkeit. Der Mann brüllte in wilder Agonie auf, schlug die Hände vors Gesicht und zerquetschte eine halbes Dutzend der gefräßigen Monster. Aber für jedes Tier, das er tötete oder abstreifte, schien ein Dutzend anderer von der Decke zu fallen, von den Wänden zu springen oder an seinen Beinen emporzukrabbeln.

Er drehte sich taumelnd um, stützte sich an der Wand ab und schrie gellend auf, als unzählig kleine, gefräßige Mäuler nach seinen Fingern schnappten. Als er die Hand zurückzog, schien sie sich in eine brodelnde, kochende Traube kleiner grauer Insekten verwandelt zu haben.

Der Krieger taumelte weiter. Seine Schreie wurden zu einem erstickten Wimmern. Er versuchte, seine Hand am Harnisch abzuwischen, aber es ging nicht. Die winzigen Ungeheuer hatten sich in seine Haut verbissen und ließen sich eher die Köpfe abreißen, ehe sie losließen.

Der Mann brach in die Knie. Sofort fluteten neue Insekten über seinen Körper, bedeckten ihn mit einer grauen, wimmelnden Schicht und warfen ihn vollends zu Boden. Seine Schreie verstummten. Seine Bewegungen wurden matter, verwandelten sich in ein kaum noch sichtbares Zucken, das schließlich im Brodeln der Insektenmasse unterging. Dann regte sich der Körper nicht mehr.

Als das Insektenheer weiterzog, waren nur seine Waffen und die Kupferschnallen, mit denen der Harnisch befestigt gewesen war, zurückgeblieben.

Die Armee der Insekten zog weiter; tiefer ins Innere von Yor-Marathaar hinein. Sie witterten neue Opfer. Der Geruch steigerte die Blutgier der Monstren. Der Vormarsch beschleunigte sich. Schließlich erreichte die Front der Insekten eine niedrige, runde Halle, von der ein halbes Dutzend finsterer Gänge abzweigte. Die Tiere stockten einen Moment, orientierten sich mit wild tastenden Fühlern und drangen dann raschelnd in den Stollen ein, aus dem ihnen die stärkste Witterung entgegenschlug. Eine weitere, massive Tür hielt ihren Vormarsch nur wenige Augenblicke lang auf.

***

»Ruhig jetzt«, flüsterte Triadi. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck höchster Anspannung. Auf seiner Stirn glitzerte Schweiß, und zum ersten Mal, seit Damona den greisen Priester kannte, erlebte sie ihn nervös.

Mike regte sich neben ihn und wollte etwas sagen, aber Triadi schnitt

ihm mit einer herrischen Geste das Wort ab. Seine Augen blitzten warnend auf.

»Sie müssen jeden Augenblick kommen«, sagte er. Seine Stimme war zu einem leisen, hastigen Flüstern herabgesunken. Trotzdem hatte Damona den Eindruck, daß man die Worte in der gesamten Halle hören mußte.

Sie preßte sich enger gegen den feuchten, kalten Stein in ihrem Rücken, streichelte mit einer unbewußten Geste die schlanke Klinge an ihrem Gürtel und starrte an Triadi vorbei auf den Hallenboden herunter. Sie befanden sich auf einer schmalen, steinernen Empore, die in zehn Meter Höhe rings um die Halle führte – ein kaum meterbreiter Wehrgang mit einer steinernen Brüstung, der in früheren Zeiten dazu gedient haben mochte, Eindringlinge, die sich den Weg bis in die Eingangshalle Yor-Marathaars freigekämpft hatten, abzuwehren.

In früheren Zeiten?

Damona lächelte schmerzhaft. Zu keinem anderen Zweck waren sie hier. Nur, daß die Feinde sich diesmal ihren Weg bis hierher nicht mühsam hatten freikämpfen müssen. Einer der Wachtposten hatte Triadi und die anderen alarmiert, als auf dem Boden der Eingangshalle das schon bekannte blaue Leuchten aufgetaucht war. Bisher war weder ein Spinnenpolyp noch eine andere, von den Moordrohr ausgeschickte Bestie aufgetaucht, aber allein der Anblick der gleißenden, von grellen Blitzen durchzuckten Halbkugel elektrischen Feuers, die direkt aus dem steinernen Hallenboden erwachsen zu sein schien, reichte aus, um Damona einen eisigen Schauer über den Rücken zu jagen. Aber sie zwang sich, das Phänomen genauer zu studieren.

Das Leuchten erinnerte sie an die Lichtschilde, die die Moordrohr zu tragen pflegten, wenn sie ihre Bluttümpel verließen und in ihren eigentlichen Körpern agierten. Es war noch nicht allzulange her, daß Damona einem der Ungeheuer Auge in Auge gegenübergestanden hatte. Selbst da hatte sie das Monstrum nur undeutlich erkennen können, doch selbst dieser kurze Blick hatte gereicht, sie an den Rand des Wahnsinns zu treiben. Hätten die Blutgötter es in Yor-Marathaar mit normalen menschlichen Gegnern zu tun, so hätten sie den Kampf wahrscheinlich allein dadurch entscheiden können, daß sie in ihren wirklichen Körpern auftraten. Der Anblick mußte einen Normalsterblichen in den Wahnsinn treiben.

»Jetzt«, murmelte Triadi.

Damona beugte sich neugierig vor und spähte über seine Schulter hinweg in die Halle hinab. Unter der gleißenden Lichtkuppel begannen sich die Umrisse mehrerer großer Körper abzuzeichnen. Ein helles Knistern durchschnitt die Luft, dann schob sich etwas Dunkles,

Haariges und Schlangenähnliches aus der Lichtglocke ins Freie und tastete mißtrauisch umher.

Damona spannte sich. Excalibur begann in ihrer Hand zu vibrieren. Der Dämonenkiller schien die Nähe des Erzfeindes zu spüren, als wäre er ein lebendiges Wesen, und nicht bloß eine magische Waffe.

Triadi schob sie mit einer sanften Bewegung zurück und spannte seinen Bogen. Auf der anderen Seite des Rundganges legte Waarlam ebenfalls ein Geschoß auf die Sehne. Die tödlichen Stahlspitzen deuteten genau auf die flimmernde Lichtkugel. Aber noch schossen sie nicht.

Damona und Mike verfolgten mit angehaltenem Atem, was weiter geschah. Der riesige, haarige Leib eines Khlaan schob sich aus dem Lichtvorhang, krabbelte auf seinen zerbrechlich aussehenden Beinen über den Hallenboden und blieb reglos hocken. Ein zweites Monstrum folgte ihm, krabbelte auf die andere Seite des magischen Tores und blieb mit wild peitschenden Polypenarmen sitzen.

»Wie Wächter«, murmelte Mike.

Triadi wandte hastig den Blick. »Sie sind Wächter«, flüsterte er.

»Sie bewachen den Ausgang. Diesmal werden mehr kommen. Die Moordrohr sind leichtsinnig geworden, wie wir gehofft haben.«

Mike starrte den Priester zweifelnd an, schluckte und schüttelte stumm den Kopf. Offensichtlich konnte er Triadis Freude über das Auftauchen der Ungeheuer nicht teilen.

Mittlerweile hatte sich ein rundes Dutzend der riesigen schwarzen Bestien rings um die Lichtkuppel versammelt. Damona sog unwillkürlich scharf die Luft ein, als sie sah, wie schnell und graziös sich die so plump erscheinenden Ungeheuer auf ihren zerbrechlichen Beinen zu bewegen imstande waren. Ihre großen, starren Facettenaugen suchten unablässig die Halle ab. Die schwarzbehaarten Polypenarme peitschten durch die Luft.

»Sie wittern uns«, murmelte Triadi. »Aber sie wissen nicht, wo wir sind. Gut.«

Er zog langsam die Sehne durch. Sein Gesicht verzerrte sich vor Anstrengung, während er den fast mannsgroßen Langbogen spannte. Aber er zögerte immer noch, zu schießen.

Fünf, sechs weitere Khlaan krochen aus dem magischen Tor hervor, dann erlosch die Lichtkuppel schlagartig.

»Achtzehn«, murmelte Triadi. Seine Stimme schwankte. »Das sind mehr, als ich befürchtet habe. Die Blutgötter müssen sich vollkommen verausgabt haben.«

»Ich hoffe nur, es lohnt sich nicht«, sagte Mike. Seine Finger spielten nervös am Abzug der Armbrust, die Triadi ihm gegeben hatte.

Der stählerne Bolzen darin erschien gegen die massigen Körper der Ungeheuer unter ihnen geradezu lächerlich.

»Jetzt!« schrie Triadi.

Seine Finger ließen den Pfeil los.

Das Geschoß zischte durch die Luft und fuhr in den Leib eines Khlaan. Ein zweiter Pfeil zischte von der gegenüberliegenden Empore herab, durchbohrte den dreieckigen Schädel eines weiteren Monstrums und ließ es kreischend zusammenbrechen. Mike war mit einem Satz neben Triadi, visierte kurz mit seiner Armbrust und drückte ab.

Der Bolzen krachte gegen den chitingepanzerten Rücken eines gepanzerten Spinnenmonsters, schrammte funkensprühend daran entlang und fiel klappernd zu Boden.

»Ziel auf die Augen!« befahl Triadi, während er bereits wieder einen neuen Pfeil auf die Sehne legte. Ein dritter Khlaan verendete zuckend zwischen den Leibern seiner Artgenossen.

Aber die Überraschung der Monstren hielt nicht lange an. Der vierte Pfeil verfehlte sein Ziel, als die Ungeheuer plötzlich wie auf ein gemeinsames Kommando hin in Bewegung gerieten. Einen Moment lang huschten sie scheinbar ziellos durcheinander, rannten kreuz und quer über den Hallenboden und teilten sich dann in drei etwa gleichgroße Gruppen. Während die erste Abteilung mit peitschenden Tentakeln die schmale Steintreppe in Angriff nahm, huschten die beiden anderen direkt auf die Position der Sehenden Wächter zu und begannen die spiegelglatten Wände emporzukriechen, ohne ihr Tempo merklich zu vermindern; eine Fähigkeit, die sie offenbar mit ihren kleineren irdischen Vettern gemein hatten.

Triadi stieß einen Fluch aus, der so gar nicht zu seinem frommen Gewand zu passen schien, schwenkte den Bogen herum und schoß einen Khlaan ab, der Waarlams Position schon fast erreicht hatte.

Das Tier bäumte sich auf, als die tödliche Stahlspitze seinen Rückenpanzer durchschlug. Seine Polypenarme peitschten, griffen haltsuchend nach oben und klammerten sich verzweifelt an der steinernen Brüstung des Wehrganges fest. Dann erschlaffte der monströse Körper und fiel in die Tiefe. Aber hinter ihm drängte bereits ein zweites Monstrum näher.

Damona sah sich gehetzt um. Der Kampf entwickelte sich anders, als sie gehofft hatte. Eine Handvoll Barbarenkrieger versuchte verzweifelt, die Treppe gegen den Ansturm von vier Khlaan zu halten.

Aber sie wurden immer weiter zurückgedrängt. Die schwarzhaarigen Ungeheuer drängten rücksichtslos vor, schlugen mit ihren Fangarmen nach den vergleichsweise winzigen Verteidigern und eroberten Stufe um Stufe, während sich die Männer darauf beschränken mußten, die wütenden Hiebe mit ihren Schilden abzuwehren und den tödlichen Polypenarmen auszuweichen. Das Schicksal des Elbenmannes, den einer dieser gräßlichen Arme nur kurz gestreift hatte, stand noch zu

deutlich vor ihren Augen.
Mike schrie auf. Damona wirbelte blitzschnell herum, hob Excalibur – und erstarrte. Über der Brüstung war der häßliche dreieckige Schädel eines Khlaan aufgetaucht. Die armlangen Scheren zuckten gierig, und hinter den starren, faustgroßen Facettenaugen schien ein diabolisches Feuer zu brennen. Rechts und links des Kopfes wuchsen zwei riesige Polypenarme in die Höhe. Damona spürte, wie die magische Waffe in ihren Händen zu vollem Leben erwachte. Aber sie konnte nicht zuschlagen. Nikolaos Triadi stand zu dicht vor ihr.
Der Hieb hätte ihn verletzen können.
Sie bemerkte eine Bewegung aus den Augenwinkeln. Ein heller Schemen huschte vom gegenüberliegenden Ende der Halle her durch die Luft, hämmerte mit tödlicher Präzision in den Schädel des Ungeheuers und schleuderte es in die Tiefe. Aber schon im nächsten Augenblick tauchten die zitternden Enden eines zweiten Fangarmpaares über der steinernen Brüstung auf. Damona fuhr herum, schwang Excalibur und schlug mit verbissener Wut zu. Der Hieb trennte die Spitze des Fangarmes ab. Ein gellender Schrei zerriß die Luft.
Triadi drehte sich schweratmend um. »Danke«, murmelte er.
Damona nickte. »Bedank dich später. Wenn wir hier fertig sind. Falls wir es überleben«, fügte sie sarkastisch hinzu.
Triadi legte einen weiteren Pfeil auf die Sehne, zielte und ließ den Bogen dann wieder sinken. Die Situation auf der gegenüberliegenden Seite erlaubte keinen Schuß mehr. Die zwei überlebenden Khlaan hatten die Brüstung überklettert und drangen von zwei verschiedenen Seiten auf Waarlam und Old Rainbow ein. Hätte Triadi geschossen, hätte er einen der beiden verletzen können.
»Ich helfe ihnen«, sagte Damona.
Triadi nickte knapp, wich zur Wand zurück und richtete die Pfeilspitze auf die Steinbrüstung vor sich, wo jeden Moment ein weiterer Khlaan auftauchen mußte.
Damona hetzte los. Die magische Klinge begann in ihrer Hand zu vibrieren, als sie sich den Ungeheuern näherte.
Aber sie kam nicht mehr dazu, *den Blutdurst der Klinge zu stillen*.
Hinter ihr flammte plötzlich ein gleißendes, blaues Licht auf, überschüttete den Saal mit sengender Helligkeit und dem Geruch verbrannter Felsen. Damona schlug unwillkürlich die Hände vor die Augen und krümmte sich zusammen. Eine ungeheure Hitzewelle fauchte über sie hinweg, verkohlte ihr Kleid und schmetterte sie zu Boden.
Mühsam wälzte sie sich auf den Rücken. Der Anblick, der sich ihr bot, ließ sie aufstöhnen.
Zwischen ihr und Triadi war ein weiteres magisches Tor erschienen!

Und aus dem Inneren der Halbkugel flammender Helligkeit quollen die Leiber von mindestens einem Dutzend weiterer Khlaan!

Damona kam mit einem Satz auf die Füße und wich rückwärts gehend zurück. Die riesigen Tiere fanden auf dem schmalen Wehrgang nicht genügend Platz, krabbelten über- und aufeinander oder fielen mit wild peitschenden Armen in die Tiefe. Aber Damona bezweifelte, daß den gepanzerten Tieren ein Sturz aus dieser Höhe ernsthaft schaden würde.

Ein Tenktakelpaar peitschte auf sie zu. Sie duckte sich, schlug blindlings zu und registrierte befriedigt, wie das Monster sich getroffen aufbäumte und zurücksank. Sein Körper verwandelte sich in grauen, stinkenden Schleim und verging schließlich. Aber der Zwischenfall hatte die Aufmerksamkeit der übrigen Monster auf sie gelenkt.

Damona sah sich plötzlich von einem halben Dutzend der Spinnenpolypen gleichzeitig angegriffen. Sie schlug wild um sich, tastete mit der Linken nach der steinernen Brüstung in ihrem Rücken und wich Schritt für Schritt zurück. Ein weiterer Khlaan verkochte in einer brodelnden Schleimpfütze, aber sein Schicksal schien die Wut der übrigen nur noch mehr anzustacheln. Sie krochen auf Damona zu, so schnell es der enge Raum hier oben zuließ. Sieben, acht Tentakel gleichzeitig peitschten nach ihr.

Damona schwang Excalibur und wich Schritt für Schritt zurück.

Die Monster hatten aus dem Schicksal ihrer Artgenossen gelernt.

Ihre Fangarme reckten sich gierig nach Damonas Gesicht und Körper, zogen sich aber blitzartig zurück, sobald Damonas Schwert in Reichweite kam.

Damona taumelte. Ihr Fuß glitt auf etwas Klebrigem, Weichem aus. Sie verlor das Gleichgewicht, stolperte und fiel schwer auf den Rücken. Sofort war eine der Bestien über ihr. Die schenkelstarken Fangarme rissen den steinernen Boden rechte und links von ihr auf, während der haarige Leib der Bestie wie ein lebendig gewordenes Gebirge über ihr emporwuchs. Die messerscharfen Zangen stießen erbarmungslos auf ihr Gesicht herunter. Damona drehte reflexartig den Kopf und stieß instinktiv mit dem Schwert zu. Die Klinge bohrte sich knirschend durch den Panzer des Ungeheuers. Das Spinnenmonster erstarrte mitten in der Bewegung. Die weit geöffneten Fänge vibrierten sekundenlang vor Damonas Gesicht und zogen sich dann in einem schmerzhaften Aufbäumen zurück.

Damona rollte sich unter dem zerfließenden Körper des Ungeheuers hervor und sah sich gehetzt um.

Es war aussichtslos. Selbst ihre letzte Verteidigung hatte ihr nur einen Aufschub von wenigen Augenblicken gebracht. Sie war eingekreist. Zwei Khlaan hockten wie riesige, mißgestaltete Spinnen

rechts von ihr und versperrten den Fluchtweg, und von der anderen Seite näherten sich gleich drei der Ungeheuer. Ihre Kiefer klappten gierig auf und zu.

Damona wich Schritt für Schritt zur Wand zurück. Ihr Blick suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Aber es gab keinen. Auf der anderen Seite der Halle kämpfte Old Rainbow ebenso verzweifelt wie aussichtslos gegen drei gigantische Khlaan, während Waarlam sich die vierte Bestie notdürftig mit dem Ende seines Langbogens vom Leib hielt. Aber auch sie würden sich nicht mehr lange halten.

Die Situation an der Treppe wurde ebenfalls prekär. Die Khlaan hatten die Verteidiger schon fast bis zur obersten Stufe zurückgedrängt. Eine Anzahl verkrümmter, lebloser Körper auf dem Hallenboden zeigte Damona deutlich, welch hohen Preis die Barbarenkrieger dafür gezahlt hatten, die Monster so lange aufzuhalten. Während sie den Angriffen der schwarzen Bestien fast wehrlos ausgeliefert waren, stellten ihre Schwerthiebe für die Khlaan nicht mehr als Nadelstiche dar. Nadelstiche, die nicht einmal schmerzten, sondern höchstens lästig waren. Die Männer würden sich gegen die nachdrängenden Bestien nur noch Augenblicke halten können.

Damona war einen Herzschlag lang unaufmerksam. Und die Khlaan nutzten dies aus! Eine der schwarzen Bestien sprang plötzlich mit einer Behendigkeit, die ihrem plumpen Äußeren Hohn sprach, vor. Damonas Schwert zuckte herab, fuhr knirschend durch Chitin und Panzerplatten und verwandelte das Monstrum in einen kochenden Schlammtümpel.

Aber noch während sie die Waffe hervorzog, sah sie aus den Augenwinkeln etwas Dunkles, Haariges auf sich zurasen…

***

Das Tropfen des Wassers klang jetzt anders. Arhythmisch, langsamer und auf unfaßbare Art einer unhörbaren Melodie folgend, die nach und nach die Gedanken und Gefühle, ja, selbst den Herzschlag der Männer, in ihren Bann zog. Costa verschränkte die Arme vor der Brust, zog die Knie an und bettete für einen Moment den Kopf darauf. In seinem Inneren hatte sich eine tiefe, mit Fatalismus gepaarte Verzweiflung breitgemacht. Sie waren unzählige Male durch den finsteren Stollen gewankt, so lange, bis die Männer einfach entkräftet zusammengesunken und eingeschlafen waren. Er konnte ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge in der Dunkelheit ringsum hören. Wenn sie wieder aufwachten – wenn sie wieder aufwachten –, würden sie aufstehen und weiterwanken, immer wieder hin und her, hin und her, endlos. Vielleicht würden sie glücklicher sterben als er.

Costa stöhnte leise. Er wußte nicht, wie lange er schon hier hockte

und wartete, daß irgend etwas geschah. Stunden, vielleicht Tage. Er wußte nur, daß er verzweifelt war. Verzweifelt und am Ende seiner physischen und psychischen Kräfte. In seinem Bewußtsein rührte sich wieder der dumpfe, quälende Druck, das unbarmherzige Drängen des hypnotischen Befehls, der ihn zwingen wollte, aufzustehen und weiter sinnlos gegen diesen großen, schweigenden Berg anzurennen.

Das Grausame, überlegte Costa, war, daß ihr Angriff so vollkommen sinnlos war. Die Sehenden Wächter würden sterben, ohne überhaupt zu ahnen, woher der Tod kam. Und nicht nur die Sehenden Wächter. Auch sie – Costa und all die anderen, die auf verschiedenen Wegen versucht hatten, in das Kloster einzudringen – würden zusammen mit dem Berg in einer flammenden Feuersäule untergehen.

Es war so sinnlos…

Und falsch dazu, dachte er. Wenn er die Wahl gehabt hätte, selbst wenn er jetzt noch die Wahl hätte, entweder davonzulaufen oder die Sehenden Wächter zu warnen, hätte er lieber sein Leben geopfert, als diese Männer ahnungslos in den Tod gehen zu lassen.

Costa schrak auf, als er die Veränderung bemerkte. Das Licht begann zu flackern. Der Höhleneingang vor seinen Augen wellte sich, verschwand hinter einem wabernden, auf und ab wogenden Vorhang, als betrachte er das Bild durch die Oberfläche eines klaren Sees. Helles, goldenes Sonnenlicht sickerte durch die massiven Felsen.

Costa runzelte verblüfft die Stirn. Die Veränderung hatte im gleichen Moment begonnen, als er den Entschluß gefaßt hatte, gegen den Befehl der Moordrohr anzukämpfen.

Er spürte, wie der grausame Fluch der Blutgötter erneut von seinem Bewußtsein Besitz zu ergreifen versuchte. Aber diesmal wehrte er sich dagegen. Er konzentrierte sich, kämpfte mit aller geistiger Macht dagegen an und drängte ihn schließlich zurück.

Und im gleichen Maße, in dem Costa wieder er selbst wurde, schmolz das Bild der Felswand dahin und machte dem vertrauten, gewundenen Bergpfad nach Yor-Marathaar Platz. Costa stand auf und sah sich verblüfft um. Die anderen lagen verstreut in seiner Nähe auf dem Felsboden und schliefen. Neben ihm ragten die gigantischen Pfeiler des Felsentors empor.

Sie hatten sich die ganze Zeit über nicht von der Stelle gerührt! Die mörderische Kletterpartie die Felswand empor, der Alte, der Kampf gegen die Knochenmänner und die endlose Wanderung durch den Tunnel – das alles war nichts als Illusion gewesen, ein Trugbild, das ihnen vorgegaukelt worden war, um sie am weiteren Vordringen zu hindern!

Costa atmete erleichtert auf, schenkte den anderen einen letzten, bedauernden Blick und ging dann langsam in Richtung auf Yor-Marathaar los. Er mußte die Sehenden Wächter warnen. Sie hatten

keine Ahnung, welch teuflischen Plan die Moordrohr in Wahrheit im Schilde führten.

Ein flüchtiges, fast zufriedenes Lächeln huschte über Costas Züge.

Der Blutgott hatte zu ihm gesagt, daß er für ihn eine besondere Verwendung hatte. Wahrscheinlich hätte er sich nicht einmal träumen lassen, wie sehr sich seine Worte bewahrheiten sollten. Der Plan der Blutgötter war perfekt gewesen. Er hatte nur einen einzigen, kleinen Fehler. Ihn. Costa.

***

Ein gellender Aufschrei übertönte den Kampflärm! Damona ließ sich instinktiv zur Seite fallen, rollte sich ab und schlug schützend die Arme über dem Kopf zusammen. Der Fangarm zischte eine Handbreit über ihrem Gesicht hinweg, krachte splitternd in den Steinboden und verwandelte sich von einer Sekunde auf die andere in eine brennende Fackel. Eine knisternde Hitzewelle schlug über Damona zusammen. Irgendwo explodierte etwas, schickte einen Funkenregen zur Decke und brannte qualmend aus.

Damona wälzte sich mühsam herum und blickte verwirrt auf. Der Saal hatte sich in ein Chaos aus Flammen und brüllender Hitze verwandelt. Im ersten Moment glaubte sie, daß die Moordrohr eine neue, noch schrecklichere Waffe eingesetzt hatten, aber dann erkannte sie, was wirklich geschehen war.

Die Flammengeister hatten endlich in den Kampf eingegriffen!

Zwei der großen, huschenden Wesen waren auf der Empore erschienen und brachen wie feurige Racheengel über die Klhaan herein.

Ihre Körper hatten sich in grellrote Lohen verwandelt, lebende Fackeln, die alles versengten, was in die Nähe ihrer feurigen Glut kam.

Damona krümmte sich instinktiv zusammen, als eines der Wesen auf sie zuschoß und einen kochenden Flammenvorhang über dem Wehrgang ausbreitete. Zwei, drei der riesigen Khlaan bäumten sich auf, als ihre Panzer unter der ungeheuren Glut zu schwelen begannen und barsten. Die Tiere stießen hohe Schreie aus, schlugen um sich und brachen schließlich in blinder Panik durch die Brustwehr.

In einem Hagel von Steintrümmern stürzten sie auf den zehn Meter tiefer liegenden Hallenboden zurück.

Aber das Schicksal ereilte sie auch dort. Der dritte Feuergeist brach als sengende Flamme aus einem der Seitengänge hervor. Der Hallenboden schien sich mit einem Schlag in einen Feuersee zu verwandeln. Eine ungeheure Hitzewelle stieg empor, brandete gegen die Decke und schlug auf Angreifer und Verteidiger gleichermaßen herunter.

Damona schrie auf. Sie erhob sich mühsam auf Hände und Knie,

tastete blind nach dem Schwert und sah sich aus tränenden Augen um. Die Luft schien zu kochen. Jeder einzelne Atemzug brannte wie flüssiges Feuer in ihrer Kehle. Ihre Kleider begannen zu schwelen.

Plötzlich begriff sie, warum Triadi sich diese Wesen als absolut letzte Waffe aufgehoben hatte. Wenn sie nicht in wenigen Sekunden von hier verschwand, würde sie genauso verbrennen wie die Spinnenpolypen.

Eine Gestalt tauchte vor ihr auf, verzerrt durch die Tränen vor ihren Augen und den Vorhang aus kochender Luft, der sich über sie gesenkt hatte. Sie fühlte sich emporgerissen und nach vorne gezerrt.

Es war Mike. Seine Kleider wirkten zerfetzt und angekohlt, und quer über sein Gesicht lief ein blutiger roter Streifen. Seine Hand war blutverschmiert und heiß.

Damona taumelte blind hinter ihm her. Mike setzte in einem wütenden Satz über den brennenden Kadaver eines Khlaan hinweg, riß sie mit sich und tauchte schließlich im letzten Augenblick in einen Seitengang ein. Hinter ihnen schossen plötzlich grelle, weißglühende Flammen in die Höhe. Der Eingangssaal verwandelte sich in eine Hölle, in der ein Mensch nicht einmal einen Sekundenbruchteil überlebt hätte.

Damona ließ sich keuchend gegen die Wand sinken, hustete krampfhaft und griff haltsuchend nach Mikes Arm.

»Danke«, murmelte sie, »das war Rettung in letzter Sekunde.«

Mike nickte. »Schon gut«, sagte er. »Ich beginne mich langsam daran zu gewöhnen, dich immer aus irgendwelchen brenzligen Situationen herausholen zu dürfen. Im wahrsten Sinne des Wortes.«

Plötzlich grinste er. »Wenn man dich nur fünf Minuten aus den Augen läßt, ist schon alles zu spät, wie?«

Damona sah kopfschüttelnd auf. Mike hatte manchmal eine etwas sonderbare Art, mit nervlicher Belastung fertig zu werden.

Damona wandte sich an Triadi. »Wo sind die anderen?«

»Waarlam und Old Rainbow?« erwiderte Triadi.

Damona nickte.

»Sie sind in Sicherheit. Waarlam ist schon vorher geflohen, und dem Dämon vom Schwarzen Schwert macht das Feuer nichts aus. Ihm wird nichts geschehen.«

»Dämonen haben’s gut«, maulte Mike mit einem Blick auf seinen versengten Anzug. »Das war Rettung im letzten Augenblick, wie?«

Triadi nickte ernsthaft. »Ich hatte gehofft, sie nicht in den Kampf werfen zu müssen. Jetzt wissen die Moordrohr, daß die Flammenwesen auf unserer Seite stehen. Pech. Eigentlich waren sie als kleine Überraschung für die letzte Runde gedacht.« Er seufzte. »Aber man kann nicht alles haben. Schließlich müssen wir froh sein, daß unsere Freunde überhaupt für uns kämpfen.«

Mike zog eine Grimasse. »Wenn das Ihre Freunde sind, Triadi«, sagte er säuerlich, »dann möchte ich Ihre Feinde nicht kennenlernen.«

»Sie werden sie kennenlernen«, versicherte Triadi. »Der Entscheidungskampf steht kurz bevor.«

Mike ächzte. »Entscheidungskampf?«

Triadi nickte ernsthaft. »Was wir bisher erlebt haben, *war* nur das Vorspiel. Ein behutsames Kräftemessen, mehr nicht. Die wirkliche Schlacht hat noch nicht einmal begonnen. Ich…« Er brach ab, schloß die Augen und lauschte einen Moment in sich hinein. Auf seinem Gesicht zeichnete sich Bestürzung ab.

»Was ist los?« fragte Damona erschrocken. Sie sah, wie Triadi erbleichte.

»Ein neuer Angriff«, flüsterte Triadi. »Sie haben den Versammlungsraum erreicht.«

»Die Khlaan?« fragte Mike.

Statt einer Antwort fuhr Triadi herum und begann mit weit ausgreifenden Schritten, den Korridor hinunterzurennen.

Damona und Mike starrten sich einen Herzschlag lang betroffen an und hetzten dann hinterher.

Sie hörten den Kampflärm schon von weitem, lange, bevor sie den Versammlungsraum erreichten – das Klirren von Waffen, Schreie, das dumpfe Poltern, mit dem schwere Körper auf dem Boden aufschlugen. Damona beschleunigte ihre Schritte. Trotzdem gelang es ihr nicht, Triadi einzuholen. Der alte Priester rannte mit einer Geschwindigkeit, die man einem Mann seines Alters kaum noch zugetraut hätte. Sein erdbraunes Gewand wehte hinter ihm her, und seine Füße schienen den Boden kaum zu berühren. Noch während er die letzten Stufen zur Halle emporhetzte, legte er einen neuen Pfeil auf die Sehne. Der Vorrat in seinem Köcher war auf ein knappes halbes Dutzend Geschosse zusammengeschrumpft.

Triadi setzte mit einem Sprung die letzten Stufen empor und blieb so abrupt stehen, daß Damona um ein Haar in ihn hineingerannt wäre. Aus seiner Kehle drang ein entsetztes Keuchen. Der Bogen in seiner Hand senkte sich.

Es gab kein Ziel, auf das er das tödliche Geschoß hätte abfeuern können…

***

Auf den letzten hundert Metern war der Weg zunehmend steiler geworden. Scharfkantige Felstrümmer und riesige, wie überdimensionale Murmeln geformte Findlinge, zwischen denen dünne, dornige Büsche und kränkliches Moos wucherten, machten das Vorwärtskommen beständig schwieriger. An manchen Stellen mußte Costa umkehren oder waghalsige Klettertouren in Kauf nehmen, um

überhaupt weiterzukommen. Er spürte, wie seine Kräfte zu Ende gingen

… Er war alt, fast sechzig. Für einen Menschen, der das harte und entbehrungsreiche Leben hier draußen mitgemacht hatte, ein hohes Alter. Sein Körper hatte mehr gegeben, als er eigentlich leisten konnte. Sein Herz hämmerte, als wolle es jeden Augenblick zerspringen, und auf seiner Zunge lag ein bitterer, metallischer Geschmack. Jeder Atemzug schien wie Säure in seiner Kehle zu brennen, und der riesige Schatten des Berges, auf den er seit einer Stunde oder mehr zumarschierte, begann mehr und mehr vor seinen Augen zu verschwimmen. Sein Körper schrie nach Ruhe, nach Schlaf, einer Erholungspause.

Aber er konnte nicht anhalten. Er spürte immer noch den dumpfen, wühlenden Druck in seinem Hinterkopf, die grausame Kralle des hypnotischen Befehls, die nur darauf wartete, daß seine Anspannung einen Augenblick lang nachließ. Wenn er aufgab und einschlief, würde er als die willenlose Marionette wieder aufwachen, als die er hier heraufgekommen war. Und das durfte nicht geschehen! Es ging Costa schon lange nicht mehr um sein eigenes Leben.

Wahrscheinlich würde er das, was er jetzt tat, so oder so mit dem Tod bezahlen. Wenn ihn die Moordrohr nicht umbrachten, würde es die Anstrengung tun. Aber sein eigenes Leben galt nichts. Nicht, wenn es um die Existenz des ganzen Dorfes ging.

Er blieb einen Moment stehen, um Atem zu schöpfen. Sein Blick tastete fiebrig über die zerklüftete Felsenlandschaft. Der Weg senkte sich vor ihm allmählich, wurde zu einer Vertiefung, schließlich zu einem Hohlweg, dessen Wände oben gegeneinander geneigt waren.

Er wirkte wie ein Tunnel, von dessen Felsumhüllung das obere Viertel abgeschnitten worden war. Costa zögerte unwillkürlich, den Weg zu betreten. Das Gelände bot sich hier für einen Hinterhalt geradezu an. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß die Sehenden Wächter keine weiteren Hindernisse auf dem Weg zum Felsenkloster errichtet haben sollten. Die Falle, in die er und seine Leute gegangen waren, mochte wirksam sein, aber allein die Tatsache, daß er jetzt hier war, bewies, daß man sie überwinden konnte. Falls es eine zweite, vielleicht gefährlichere Falle gab, würde sie garantiert irgendwo dort vorne in dem Hohlweg lauern. Der Weg war an sich schon eine tödliche Fallgrube. Einmal darin, war er praktisch jedem Angriff schutzlos ausgeliefert. Aber er hatte keine Wahl. Er hätte versuchen können, vom Weg abzuweichen und quer über den Berghang zu klettern. Aber das hätte zuviel Zeit beansprucht. Außerdem hätte er dafür gar nicht mehr die Kraft gehabt.

Costa zuckte ergeben mit den Achseln und betrat den Hohlweg. Er hatte soviel riskiert, daß er jetzt einfach nicht mehr umkehren konnte.

Sein Blick irrte immer wieder zum Himmel, während er sich mit mühsamen Schritten weiterschleppte. Die Sonne war hinter tief hängenden Wolken verborgen, so daß er ihren Stand nicht eindeutig bestimmen konnte. Aber es mußte ungefähr Mittag sein. Er hatte nicht mehr viel Zeit.

Er ging unwillkürlich schneller, obwohl seine überanspruchten Muskeln schmerzhaft gegen die neuerliche Anstrengung protestierten. Der Weg führte eine Zeitlang fast waagerecht dahin, wand sich dann in mehreren engen Schleifen nach rechts und links und begann wieder steil anzusteigen. Nach einer Weile begann er im Boden die Andeutung von Stufen wahrzunehmen; flache, kaum sichtbare Absätze, die, sobald der Weg weiter anstieg, stärker hervortraten. Es war eine regelrechte Treppe, alt und von den ungezählten Füßen, die im Laufe der Jahrhunderte darüber hinweggeschritten waren, ausgetreten, aber immer noch leichter zu bewältigen waren als der nackte Boden.

Costa blieb abermals stehen, rang keuchend nach Atem und blinzelte mit zurückgelegtem Kopf zum Yor-Marathaar hinauf. Der Berg ragte gigantisch über ihm empor. Trotz des stundenlangen Marsches schien er ihm keinen Zentimeter nähergekommen zu sein.

Costa betrachtete den massigen schwarzen Schatten minutenlang. Er spürte, wie seine Entschlossenheit langsam von einem Gefühl tiefsitzender Verzweiflung davongespült wurde. Er würde niemals rechtzeitig dort oben ankommen, um die Sehenden Wächter zu warnen.

Aber er mußte es versuchen. Die anderen mußten mit ihren Vorbereitungen fast fertig sein. Er hatte am eigenen Leib gespürt, zu welch ungeheuren Leistungen die Moordrohr ihre Diener zwingen konnten. Ein Mann, der unter ihrem Befehl stand, würde zehn- vielleicht zwanzigmal so schnell arbeiten wie normal.

Er gab sich einen Ruck und trieb seinen Körper noch einmal vorwärts. Die Steintreppe führte immer steiler empor, machte einen Knick, dann noch einen – und dann stand Costa übergangslos auf dem untersten Wehrgang des Klosters. Brusthohe, meterstarke Steinmauern deckten den Gang zur Talseite hin. Zu beiden Seiten des Aufgangs erhoben sich wuchtige, runde Türme aus schwarzem Stein, aus deren Wände eine Vielzahl von Schießscharten drohten.

Costa blieb stehen und sah sich mißtrauisch um.

Seine Vorsicht rettete ihm das Leben.

Er bemerkte eine Bewegung aus den Augenwinkeln und duckte sich instinktiv. Gleichzeitig sprang er einen halben Schritt zurück.

Ein Hagel winziger spitzer Pfeile zischte aus den Wachtürmen hervor und prallte scheppernd gegen den Fels. Gleichzeitig versank ein Teil der scheinbar massiven Steinplatten, aus denen der Wehrgang

bestand, im Boden. Dort, wo Costa Sekunden zuvor noch gestanden hatte, gähnte plötzlich ein quadratisches Loch.

Costa atmete erleichtert auf. Die Sehenden Wächter verstanden es wirklich, sich vor Überraschungen zu schützen. Es war ein unglaublicher Zufall, daß er der Falle entgangen war.

Er wartete geduldig, was weiter passierte. Eine habe Minute lang regte sich gar nichts, dann schob sich die Bodenplatte wieder an ihren Platz. Nur eine Anzahl kleiner, schwarzer Pfeiler auf den obersten Stufen zeugten noch von der heimtückischen Falle.

Costa überlegte. Es war nicht sehr wahrscheinlich, daß sich in den beiden Türmen lebende Wächter aufhielten. Wäre dies der Fall gewesen, wäre er längst nicht mehr am Leben. Wahrscheinlich wurde der Mechanismus von einem raffinierten Federsystem im Boden oder den obersten Stufen ausgelöst. Er ging vorsichtig einen Schritt nach vorne, bückte sich und hob einen der Pfeile auf. Er fühlte sich seltsam an. Er schien weder aus Holz noch aus Metall zu bestehen und war seltsam schwer für seine geringen Abmessungen. Er wog das Geschoß einen Augenblick in der Hand, trat dann zurück und warf es mit einer entschlossenen Bewegung vor sich auf den Boden.

Nichts geschah. Offensichtlich genügte das Gewicht des Pfeiles nicht, die Falle auszulösen. Aber er mußte hindurch, egal wie!

Er trat abermals zurück, legte den Kopf in den Nacken und musterte aus zusammengekniffenen Augen die Brüstung vor sich. Die Wände waren glatt wie Glas – keine Möglichkeit, hinüberzusteigen.

Einen Moment lang liebäugelte er mit dem Gedanken, einen der schwarzen Türme zu überklettern. Aber er verwarf die Idee fast sofort wieder. Die senkrechten Wände hätten selbst einen routinierten Bergsteiger vor Probleme gestellt. Außerdem hatten die Konstrukteure der Falle sicherlich auch an diese Möglichkeit gedacht. Der Gedanke, wie eine hilflose Zielscheibe an der Wand des Turmes zu hängen, behagte ihm nicht sonderlich.

Aber die Konstrukteure der Falle hatten auch noch an andere Dinge gedacht, wie Costa wenige Sekundenbruchteile später zu spüren bekam…

Sein Fuß berührte eine unscheinbare Steinplatte. Costa wirbelte herum, als er das leise Klicken hörte, mit dem der verborgene Federmechanismus ausgelöst wurde. Aber seine Reaktion kam zu spät.

Die Stufen unter seinen Füßen klappten herunter, senkten sich wie die einzelnen Sektionen einer Rolltreppe herab und verwandelten den Hohlweg von einem Augenblick zum anderen in eine tödliche Rutsche. Costa ruderte wild mit den Armen, verlor das Gleichgewicht und schlitterte aufschreiend den Weg zurück, den er heraufgekommen war. Aus seiner Kehle drang ein entsetzter Aufschrei, als er sah, wie sich tief unter ihm ein Stück des Bodens senkte und den gierigen Schlund

einer Fallgrube freigab…

***

Über dem Marktplatz des kleinen Dorfes hatte sich eine unnatürliche Ruhe ausgebreitet. Die Stille lastete wie eine unsichtbare, dräuende Wolke über dem Ort. Nichts regte sich. Selbst das Heulen des Windes war verschwunden, und Licht und Schatten hatten eine seltsame Veränderung durchgemacht, wirkten härter, fremder, bizarrer.

Das Grün der Pflanzen wirkte kränklich, blaß und abstoßend. So oder ähnlich mußte die Welt in jener längst vergangenen Epoche ausgesehen haben, als die Moordrohr sie beherrschten. Ihre Macht war vergangen, aber die Schatten der Vergangenheit begannen sich bereits wieder auszubreiten. Wenige Stunden erst waren seit dem Zeitpunkt verstrichen, in dem die Unheimlichen aus ihren Bluttümpeln hervorgekrochen waren, aber schon begann sich ihr unheimlicher Einfluß bemerkbar zu machen. Die Natur in ihrer Umgebung veränderte sich. Und die Verwandlung kroch weiter, langsam und schleichend, aber unaufhaltsam. Nichts würde sie stoppen können, solange noch ein einziger Moordrohr am Leben war.

Aber auch die Blutgötter hatten sich verändert. Die Gestalten ihrer menschlichen Wirte schienen weniger straff und gespannt als zu Beginn. Ihre Schultern waren nach vorne gebeugt, und der Ausdruck auf ihren Gesichtern wirkte nicht mehr energisch, sondern verkrampft. Das Brodeln der Bluttümpel war schwächer geworden. Die Moordrohr waren erschöpft. Selbst die Kraft dieser unglaublichen Wesen hatte Grenzen, und die Moordrohr hatten in den vergangenen Stunden Unglaubliches geleistet. Die pure Kraft ihres Willens hatte die Vorhänge der Zeit aufgerissen, hatte eine Brücke über den Abgrund von Jahrmillionen geschlagen und den Terror der Vergangenheit noch einmal auferstehen lassen.

Aber noch war die Zeit der Entspannung nicht gekommen. Der Kampf näherte sich seinem entscheidenden Stadium.

Ein unhörbares Seufzen schien durch die fünf Gestalten zu gehen.

Zum letzten Mal konzentrierten sich die fremdartigen Bewußtseinsinhalte der Moordrohr, griffen noch einmal über das Nichts hinweg und beschworen den Schrecken einer längst vergangenen Epoche.

Sie spürten, daß sie keine Kraft zu einem weiteren Versuch haben würden. Aber das war auch nicht nötig. Die entscheidende Schlacht begann -.

Jetzt!

***

Damona prallte entsetzt zurück. Das weite Rund des Versammlungsraumes hatte sich in einen brodelnden Hexenkessel

verwandelt.

Im ersten Moment fiel es ihr schwer, in dem ausgebrochenen Chaos überhaupt Einzelheiten zu erkennen. Weite Teile des Bodens schienen von einer grauen, wogenden Masse bedeckt zu sein, die wie Nebel auf und nieder wogte, an den Wänden emporkroch und gierige Arme in alle Richtungen aussandte. Sie sah, wie einer der Barbarenkrieger von der grauen Masse erfaßt wurde und aufschreiend zu Boden ging. Er wälzte sich herum, versuchte auf die Füße zu kommen und brach sofort wieder in die Knie.

Insekten! durchzuckte es Damona. Der Boden war mit Millionen winziger, grauer Insekten übersät! Und aus dem gegenüberliegenden Gang quollen unaufhörlich mehr und mehr der winzigen Ungeheuer, unzählige winzige, trippelnde, schnappende Bestien, die sich auf alles Lebende stürzten. Bei der Geschwindigkeit, in der die Tiere nachdrängten, mußte der Saal in wenigen Augenblicken gefüllt sein.

Triadi taumelte aufstöhnend zurück.

»Wir sind verloren«, keuchte er. »Das ist das Ende.«

Damona sah ihm einen Moment lang in die Augen und blickte dann nervös weg. Die vorderste Linie der grauen, kribbelnden Flut hatte sich ihnen bereits auf wenige Meter genähert. Damona erkannte die Tiere jetzt genauer. Sie ähnelten irdischen Ameisen, nur daß sie ungefähr doppelt so groß und mit überdimensionalen Beiß- und Freßwerkzeugen ausgerüstet waren.

Das Schwert in ihrer Hand kam ihr mit einem Mal lächerlich vor.

Gegen diese heranwogende Armee hatte keine ihrer Waffen auch nur die geringste Chance.

»Wir müssen weg!« drängte Triadi. Er fuhr herum, riß Damona am Arm hinter sich her und stürzte den Gang herunter.

Mike war mit einem Satz vor ihm und versperrte ihm den Weg.

»Warten Sie, Triadi!« keuchte er. »Vielleicht gibt es noch eine Chance!«

Triadi nickte und versuchte, Mike aus dem Weg zu schieben.

»Ja. Den Spiegel. Wir müssen fliehen.«

»Das müssen wir nicht!« sagte Mike gehetzt. Er blickte nervös über Triadis Schulter hinweg. Die Tiere füllten den Saal mittlerweile vollständig aus. Unter der Tür erschien eine dichte Reihe zitternder, tastender Fühler.

»Diese Flammenwesen!« Mike deutete mit einer hastigen Kopfbewegung den Gang hinunter. »Sie haben eine Chance. Wenn wir die Viecher ausräuchern…«

Triadi überlegte einen Moment. Dann nickte er, schob Mike vollends beiseite und rief etwas in einer fremden, guttural klingenden Sprache.

Am unteren Ende des Korridors erschien ein blasser, roter Lichtfleck.

»Er ist erschöpft«, sagte Triadi besorgt.

»Der Kampf gegen die Khlaan hat seine Kräfte aufgezehrt.«

»Trotzdem.« Mike deutete nach oben. »Die ersten Tiere begannen bereits die Treppenstufen hinunterzukrabbeln. Es sah aus, als wäre der Stein selbst zu unheimlichem Leben erwacht. Wir haben keine Wahl.«

Triadi starrte ihn einen Herzschlag lang an und nickte dann. »Sie haben wohl recht«, sagte er leise.

Das Flammenwesen kam näher. Damona, Mike und Triadi drängten sich dicht gegen die Gangwand, um den Feuerdämon vorbeizulassen. Damona sah das Wesen jetzt zum ersten Mal aus nächster Nähe. Sein Körper schien beinahe menschliche Umrisse zu haben; ein schlankes Etwas mit grazilen Gliedern, das hinter einem Vorhang tanzender roter Flammen verborgen war. Obwohl sein Körper längst nicht mehr so grell flammte wie zu Anfang, spürte Damona einen fast unerträglichen Gluthauch, als es an ihnen vorüberglitt. Sie schauderte.

Was für Wesen mochten noch in den Dimensionen des Grauens lauern? Sie hatte geglaubt, alle Schrecken der Hölle zu kennen, aber seit ihrer Ankunft auf Yor-Marathaar hatte sie begriffen, daß sie nicht einmal einen Blick in das Land jenseits des dunklen Vorhangs geworfen hatte.

Der Feuerdämon erreichte den Fuß der Treppe und blieb sekundenlang stehen. Seine Umrisse begannen zu verschwimmen. Die Flammen leuchteten plötzlich stärker, wechselten von Karmesinrot zu hellem, drohendem Orange und leckten gierig gegen Wände und Decke. Eine fauchende Hitzewelle trieb Damona, Mike und Triadi weiter den Gang hinunter. Dann glitt der Dämon schwerelos die Treppe empor.

Der Vormarsch der Ameisen geriet ins Stocken. Die Köpfe der Tiere reckten sich mißtrauisch in die Höhe. Ihre Antennen vibrierten, als sie die plötzliche Hitze witterten.

Der Tod brach warnungslos über sie herein. Plötzlich waren sie von Flammen eingehüllt. Ihre winzigen Körper krümmten sich, begannen zu schwelen, wurden schwarz und flammten schließlich grell auf. Aber sie marschierten immer noch stur weiter. Ihre Zangen bissen in irrsinniger Wut in die leere Luft, schnappten nach der heranwogenden Hitzewelle und versuchten selbst im Tod noch, den unsichtbaren Feind zu zerreißen.

Der Feuerdämon glitt über die Vorhut der Monster hinweg, versengte sie zu schwarzer, krümeliger Asche und drang in den Saal ein.

Eine brüllende Stichflamme schoß in die Höhe, als die Glut die Masse der Tiere erfaßte. Ein dumpfer Donnerschlag ließ das gesamte Kloster erbeben. Der Körper des Feuerdämons begann in unerträglicher Glut zu strahlen. Steinplatten barsten krachend, als das Wesen tiefer in die tobende Masse der Ameisen vordrang. Schwarzer, fettiger Qualm begann die Halle zu füllen. Die Temperatur stieg schlagartig. Die Luft

flimmerte, begann zu kochen. Millionen und Abermillionen der winzigen Angreifer flammten auf, wurden zu kleinen, kurzlebigen Glutpunkten und zerfielen. Aber die Bestien schienen keine Furcht vor dem Tod zu haben. Soviel von ihnen auch unter der Gut des Feuerdämons vergingen, es drängten immer neue nach, Reihe um Reihe, Welle um Welle, unzählige. Und aus dem Stollen hinter ihnen quoll ein scheinbar unerschöpflicher Strom weiterer Ungeheuer.

Der Vormarsch des Feuerdämons verlangsamte sich und kam schließlich ganz zum Stehen. Der Boden rings um seine Füße bedeckte sich mit einem langsam anwachsenden Kreis schwarzer, fettiger Asche, über die immer neue Wellen der unheimlichen Angreifer heranfluteten. Die Luft vibrierte vom Klicken und Schnappen ihrer Zangen.

Die Flammen schlugen höher, wurden noch greller, noch heißer, und wieder verglühten unzählige Insekten. Aber die Kraft des Dämons ließ bereits nach. Er versuchte zurückzuweichen, aber die Masse der Angreifer versperrte ihm den Weg.

Damona stieß ein entsetztes Keuchen aus, als sie begriff, was geschah. Die Monster rückten schneller nach, als die Hitze des Dämons sie verbrennen konnte. Das flammende Rot wurde dunkler, verschwand langsam unter einer schwarzen, ölig glänzenden Ascheschicht und erlosch dann vollends.

Triadi stieß einen warnenden Ruf aus und riß sie gleichzeitig zurück. Damona krümmte sich instinktiv zusammen. Zwei riesige, feurige Schemen tauchten hinter ihnen auf, jagten an ihnen vorbei und fauchten aufbrüllend die Treppe hinauf.

Der Saal explodierte in einem Chaos aus Hitze und unerträglicher Helligkeit, verwandelte sich von einer Sekunde auf die andere in einen Ofen.

»Zurück!« brüllte Triadi.

Damona und Mike gehorchten automatisch. Sie wirbelten herum, krümmten sich unter der unerträglichen Glut zusammen und hetzten hinter Triadi her.

Damona sah über die Schulter zurück. Der Treppenaufgang hatte sich in einen Kreis unerträglich gleißenden Lichts verwandelt. Sie sah, wie die Steinstufen unter der Glut sprangen, Risse bekamen und zerbröckelten. Dort oben konnte nichts mehr leben.

Triadi hielt erst an, als sie aus dem Gang heraus und der unerträglichen Hitze entkommen waren. Er keuchte. Auf seinem Gesicht bildeten sich hektische, rote Flecken.

»Sie haben es… gewagt«, sagte er schweratmend.

»Was gewagt?«

»Die Moordrohr. Diese Monster dort oben…« Er brach ab, rang keuchend nach Atem und ließ sich erschöpft gegen die Wand sinken.

»Die schlimmste Geißel, die diese Welt jemals gesehen hat. Nicht einmal die Blutgötter sind in der Lage, sie zu beherrschen. Ich hätte nicht gedacht, daß sie es wagen.«

Mike sah verdutzt auf. »Moment«, sagte er verblüfft. »Sie meinen, die Moordrohr haben etwas entfesselt, mit dem sie hinterher selbst nicht mehr fertig werden?«

Triadi nickte. »Ja.«

»Aber das ergibt doch keinen Sinn«, sagte Damona verblüfft. »Es zeigt, wie verzweifelt sie sind«, sagte Triadi nach einer Weile. »Verzweifelt genug, um zum letzten Mittel zu greifen. Sie sind einfach das Risiko eingegangen, daß wir nicht mit ihnen fertig werden.«

Mike schwieg eine Weile. »Sind wir es denn?« fragte er dann.

Triadi zögerte, wandte den Kopf und starrte eine Zeitlang in den Stollen, an dessen Ende immer noch grelle Glut flammte. »Ja«, sagte er schließlich. »Aber der Preis war zu hoch. Unsere wertvollsten Verbündeten…«

»Sie meinen, sie sind… tot?« Mike zögerte spürbar, ehe er das Wort ›tot‹ aussprach.

Triadi nickte. »Ja. Sie müssen ihre gesamte Energie schlagartig freigesetzt haben, um die Monster zu vernichten. Ich kann nur hoffen, daß sie es geschafft haben.«

Damona schüttelte den Kopf. »Das Ganze ergibt keinen Sinn«, sagte sie entschieden. »Die Moordrohr mögen verzweifelt sein, aber sie sind keine Selbstmörder. Sie…«

»Es ergibt einen Sinn, Damona«, sagte eine Stimme hinter ihr. Damona drehte sich herum und erkannte Old Rainbow. Der Dämon sah mitgenommen aus. Seine Kleider und Haare waren angesengt, und aus einer breiten Schnittwunde in seiner Schulter quoll schwarzes, zähflüssiges Blut. Der Anblick erinnerte Damona wieder daran, daß Old Rainbow, wie sich der Dämon vom Schwarzen Schwert gerne selbst nannte, ja immer noch ein Dämon war, ein Schwarzblütler.

Seltsam, wie schnell sie diesen Umstand vergessen hatte. Sie hatte bereits begonnen, den kauzigen kleinen Mann als Menschen anzusehen.

»Es ergibt einen Sinn«, wiederholte Old Rainbow.

»Und welchen?«

»Es ergibt dann einen Sinn«, antwortete der Dämon, »wenn man unterstellt, daß die Moordrohr Yor-Marathaar vollständig zerstören. So vollständig, daß buchstäblich nichts davon übrig bleibt.«

Mike lachte, aber der Ton klang gekünstelt.

»Du weißt, daß das unmöglich ist«, sagte er unsicher. »Sie müßten schon eine Wasserstoffbombe einsetzen, um das zu erreichen.«

Old Rainbow hielt Mikes Blick gelassen stand.

»Und wer«, fragte er langsam, »sagt dir, daß sie es nicht tun?«

***

Der Abgrund näherte sich ihm mit Geschwindigkeit. Costa warf sich verzweifelt herum, ruderte wild mit den Armen und versuchte, seinen rasenden Sturz aufzufangen. Aber der spiegelglatte Boden bot seinen Fingern keinen Halt. Er schlitterte über die Kante hinaus, hing einen kurzen, fürchterlichen Augenblick lang über dem Nichts und stürzte dann in die Tiefe. Seine Hände griffen verzweifelt nach der Kante und klammerten sich daran fest.

Ein Ruck ging durch seinen Körper. Für Sekunden hatte er das Gefühl, daß ihm die Arme aus den Gelenken gerissen wurden. Er schrie vor Schmerz auf, pendelte einen Herzschlag lang über dem Abgrund und versuchte verzweifelt, mit den Füßen irgendwo Halt zu finden. In seinen Fingerspitzen pulsierte ein unerträglicher Schmerz.

Er durfte nicht aufgeben! Wenn er losließ, bedeutete dies das Ende. Der Boden der Fallgrube befand sich vielleicht zwanzig, dreißig Meter unter ihm; ein Sturz aus dieser Höhe war absolut tödlich.

Aber er spürte auch, daß seine Fingerspitzen das Gewicht seines Körpers nicht mehr lange würden tragen können. Er begann bereits abzurutschen, millimeterweise nur, aber stetig. Und seine Füße fanden an den spiegelglatten Wänden der Fallgrube keinen Halt.

Ein Geräusch drang von oben herab an sein Ohr. Costa warf verzweifelt den Kopf in den Nacken und blinzelte.

Schritte! Das waren Schritte! Schritte, die sich der Grube näherten!

»Hierher!« brüllte Costa verzweifelt. »Ich bin hier! Hier unten!«

Die Schritte stockten, verstummten für einen Moment ganz und kamen dann rasch näher.

Costa stöhnte gequält. Der Druck auf seine Fingerspitzen wurde unerträglich. Er rutschte ein Stück ab, klammerte sich verzweifelt fest und schrie in Todesangst auf.

Ein schwarzer, massiger Schatten verdunkelte den Himmel über ihm.

Costa rutschte weiter ab. Seine Linke glitt hilflos an der Kante herunter. Für eine halbe Sekunde lastete das ganze Gewicht seines Körpers auf der rechten Hand. Der Druck wurde unerträglich.

Er schrie ein letztes Mal auf, schloß die Augen und ließ los.

Er spürte nicht mehr, wie zwei kräftige Hände nach seinen Armen griffen und ihn über den Rand der Grube nach oben zogen.

***

Nach dem Höllenlärm der Schlacht erschienen Damona die winzigen Geräusche in ihrer Umgebung doppelt laut. Irgendwo tröpfelte Wasser; leise, beständig und monoton. Draußen, jenseits der meterdicken Felsmauern, zwitscherte ein Vogel, und das Heulen des Windes, der in dieser Höhe niemals ganz verstummte, sang eine dumpfe Begleitmelodie dazu.

Sie ließ sich zurücksinken, bedeckte die Augen mit der Hand und seufzte. Mit einemmal spürte sie die Müdigkeit, die Erschöpfung, all die unzähligen winzigen Kratzer und Schnitte, die ihr Körper davongetragen hatte. Das Gewicht des Schwertes an ihrer Seite erschien ihr mit einemmal unerträglich.

Sie richtete sich mühsam auf die Ellbogen auf, blinzelte und lächelte müde, als sie Mikes Blick begegnete. Mike sah kaum weniger erschöpft aus als sie.

Triadi hatte ihnen ein Zimmer zugewiesen – eine kleine, spartanisch eingerichtete Kammer, die außer zwei harten Pritschen und einem dreibeinigen Tisch nur eine Truhe und einen wackeligen Hocker enthielt, aber immerhin ein Zimmer, in dem sie wenigstens einige Augenblicke ausruhen konnten. Sie lächelte melancholisch.

»Falls dir gerade ein guter Witz eingefallen ist, erzähl ihn mir«, sagte Mike säuerlich. »Mir ist gerade zum Lachen.«

Damona schüttelte müde den Kopf. »Mir ist kein Witz eingefallen«, sagte sie ernst. »Ich mußte nur daran denken, wie irrsinnig die Situation ist. Wir ruhen uns hier in aller Gemütlichkeit aus, während die Moordrohr sicher draußen sitzen und unsere Vernichtung vorbereiten.«

»Die Ruhe vor dem Sturm«, erklärte Mike sarkastisch. »Ein alter Hut.«

Damona löste den Schwertgürtel von ihrem Kleid und ließ sich wieder hintenüber sinken.

»Manchmal«, sagte sie leise und mit geschlossenen Augen, »frage ich mich, ob nicht alles nur ein böser Traum ist.«

»Hm?« machte Mike.

»Dies alles hier. Dieses Kloster. Die Sehenden Wächter. Asmodis. Die Moordrohr… alles. Es ist so irreal. Wie ein böser, nicht endenwollender Alptraum.«

Mike wiegte den Kopf, »Wenn es wirklich so ist, dann tu mir in Zukunft einen Gefallen und laß mich aus deinen Träumen heraus«, sagte er. »Mir reicht die Realität.« Er stand auf, ging mit schleppenden Schritten durch den Raum und sah durch das schmale, schießschartenähnliche Fenster. »Wahnsinn«, murmelte er.

»Was?«

Mike schüttelte den Kopf, stützte die Ellbogen auf der schmalen Fensterbank auf und seufzte. »Kannst du dich noch an das erinnern, was Triadi uns zu Anfang erzählt hat. Von Yor-Marathaar, seiner Bestimmung, der letzten Schlacht.«

»Armageddon.«

»Ja. Ich versuche mir vorzustellen, daß beide Seiten in diesem mörderischen Spiel seit Urzeiten mehr und mehr Waffen anhäufen, mehr Schrecklichkeiten, immer stärkere Vernichtungswaffen… Und jeder hofft, der andere würde ihn nicht angreifen, weil er Angst vor

dem Gegenschlag hat.«

»Dazu brauchst du nicht erst die Sehenden Wächter und die Moordrohr«, entgegnete Damona. »Die Situation kommt mir verdammt bekannt vor.«

»Mir auch. Das ist es ja gerade, was mir Sorgen bereitet.«

Damona lachte leise und öffnete die Augen.

»Jetzt mal im Ernst – hast du zufällig einen rettenden Einfall?«

Mike grinste. »Ich bin zwar ein Genie, aber… Wenn ich hier zu sagen hätte, wäre ich längst hinausgegangen und hätte die Moordrohr angegriffen. Ich verstehe Triadi nicht. Er sitzt da, wehrt sich und hofft anscheinend, daß den Monstern das Spiel zu langweilig wird.«

Damona richtete sich langsam auf. Zwischen ihren Brauen stand plötzlich eine steile Falte.

Mike bemerkte ihren Gesichtsausdruck und blinzelte verwirrt.

»Du hast mich auf eine Idee gebracht«, murmelte Damona.

»So?«

»Besser gesagt, du hast etwas ausgesprochen, was ich die ganze Zeit über unterbewußt befürchtet habe. Ich konnte es nur nicht formulieren.«

Mike zuckte die Achseln. »Zu irgend etwas muß ich ja schließlich zu gebrauchen sein, oder?«

Damona blieb ernst.

»Sag mal, fällt dir eigentlich nicht auf, daß wir bisher immer nur Triadi oder Waarlam zu Gesicht bekommen haben?«

»Das stimmt nicht. Zu Anfang…«

»Waren sie alle sieben beisammen, ich weiß. Aber seither sind fünf von ihnen verschwunden. Ich frage mich, wohin?« Sie stand auf, schüttelte sich das Haar aus dem Gesicht und ging zur Tür.

Mike drehte sich schwerfällig um. »Wohin?«

»Zu Triadi. Ich muß ihn sprechen.«

Mike seufzte. »Der wird andere Sorgen haben. Außerdem mußt du dich ausruhen. Ich…«

Damona öffnete die Tür und schnitt ihm mit einer herrischen Handbewegung das Wort ab. »Du kannst ja hierbleiben«, sagte sie spitz und ging aus der Kammer. Mike folgte ihr widerwillig.

»Du könntest mir wenigstens andeutungsweise sagen, was du vorhast«, maulte er, während er hinter Damona über die verlassenen Korridore stürmte. Aber Damona antwortete nicht. Sie schien ganz in ihre Gedanken versunken zu sein.

Sie fanden Triadi in einer der zahlreichen leerstehenden Hallen des Felsenklosters. Der Mönch stand heftig gestikulierend vor einer bunt zusammengewürfelten Gruppe aus Kriegern und Dämonen und redete in einer fremdartigen Sprache auf sie ein.

»Ich muß Sie sprechen, Nikolaos«, sagte Damona laut.

Triadi erstarrte. Einen Moment lang starrte er betroffen vor sich hin, dann drehte er sich widerwillig um.

»Damona! Einen Moment noch. Ich…«

»Es hat keinen Moment mehr Zeit«, fuhr ihm Damona ins Wort.

»Es muß jetzt gleich sein.«

Triadi zuckte ergeben die Achseln und kam auf sie zu. Die Krieger, mit denen er geredet hatte, begannen sich zu zerstreuen.

»Nun?«

Damona zögerte eine Sekunde. »Sie verschweigen mir etwas, Nikolaos«, stieß sie *dann* hervor.

Sie konnte an der Reaktion auf Triadis Gesicht erkennen, daß sie ins Schwarze getroffen hatte.

»Wie… kommst du darauf«, fragte Triadi stockend.

»Sie verschweigen mir die ganze Zeit etwas. Etwas, das zu erfahren ich ein Recht habe«, sagte Damona mit zitternder Stimme. »Wo sind die anderen? Wieso sind nur Sie und Aikilos Waarlatn hier? Wieso haben Sie uns den Fluchtweg gezeigt? *Was wird mit Ihnen passieren?*«

Triadi schwieg betroffen. In seinem Gesicht arbeitete es.

»Ich kann dir darauf nicht antworten, Damona«, sagte er leise. »Ich täte es gerne, aber… es geht nicht.«

Damona sog scharf die Luft ein.

»Sie glauben, daß Sie sterben müssen, nicht?« flüsterte sie. »Sie alle. Alle sieben. Sie glauben nicht, daß Sie diesen Kampf gewinnen können.«

Triadi hielt ihrem Blick sekundenlang stand. In seinen Augen stand ein unglaublich trauriger Ausdruck.

»Ich weiß, daß wir ihn nicht gewinnen können«, sagte er leise.

»Aber wir *müssen*. Unser Leben zählt nichts; Wenn wir siegen können, indem wir es opfern, tun wir es gerne.«

»Aber Sie hätten es mir sagen können«, sagte Damona. Ihre Stimme zitterte. Mike hatte plötzlich den Eindruck, daß sie dicht davor stand, in Tränen auszubrechen. »Sie hätten es mir sagen müssen«, wiederholte sie. »Ich habe ein Recht darauf, zu erfahren, wenn… wenn meine Freunde sterben müssen.«

Triadi lächelte verzeihend. »Euer Tod ist nicht der unsere«, sagte er. »Der Körper mag sterben, aber es gibt mehr als ein Leben, mehr als nur eine Möglichkeit, zu existieren. Ich werde es dir erklären, wenn die Zeit gekommen ist.«

Er wandte sich brüsk ab und ging mit raschen Schritten davon.

Damona rief ihm etwas nach, aber Triadi reagierte nicht darauf, sondern stürmte auf dem schnellsten Weg aus dem Raum.

»Das war ungerecht, Damona«, murmelte Old Rainbow.

Damona fuhr herum. Sie hatte nicht bemerkt, daß der Dämon die ganze Zeit hinter ihnen gestanden und jedes Wort mitgehört hatte.

»Er würde dich nie belügen.«
»Ich weiß das«, antwortete Damona gereizt. »Aber ich…« Sie brach ab, suchte nach Worten und ballte schließlich in stummer Verzweiflung die Fäuste. »Verdammt, ich … ich weiß, daß dieser alte Mann mich *liebt*«, murmelte sie. »Aber mir geht es genauso. Und ich…«
»Ich verstehe dich nur zu gut«, murmelte der Ex-Dämon. »Trotzdem mußt du versuchen, Triadis Handeln zu begreifen. Für ihn steht mehr auf dem Spiel als nur sein Leben. Viel mehr. Und er kämpft einen Kampf, den er nicht gewinnen kann. Selbst wenn er siegt, wird er verlieren.«
Damona starrte den Dämon an und versuchte, hinter den Sinn dieser Worte zu gelangen. Aber Old Rainbow schien nicht gewillt, sich weiter über das Thema auszulassen.
»Vielleicht verstehst du ihn später«, sagte er achselzuckend. »Ich hoffe nur, daß es dann nicht zu spät ist. Für euch beide.«

***

Die großen Bronzetore am Fuß der Felsenfestung schwangen lautlos nach außen. Ein dumpfes, vibrierendes Grollen drang aus dem Inneren des Berges, ließ die umliegenden Hügel erbeben und verstummte wieder. Hinter den weit geöffneten Toren wurde eine Bewegung sichtbar, dann trabte ein einzelner, dunkelbraun gekleideter Reiter ins Freie. Er saß auf einem riesigen, schwarzen Pferd, dessen Augen in einem höllischen Feuer zu glühen schienen. Seine Mähne fing das Licht der untergehenden Sonne auf, reflektierte es in einem schimmernden Regenbogen irisierender Farben und glättete sich, als der Reiter mit einer beruhigenden Geste über den Hals des Tieres strich.
Seine Vorderhufe scharrten nervös auf dem harten Felsboden.
Ein zweiter Reiter erschien, auch er groß, in einen einfachen, braunen Umhang gekleidet, weißhaarig und bärtig wie sein Vorgänger, dann ein dritter, vierter, fünfter. Hinter ihnen schlossen sich die gigantischen Bronzetore so lautlos wieder, wie sie sich geöffnet hatten.
Die Reiter verharrten bewegungslos am Fuße der Festung. Minuten verstrichen, ohne daß sich einer von ihnen rührte. Ein Windstoß fauchte um den Berg, wirbelte das schlohweiße, schulterlange Haar der Männer auf und legte sich wieder.
Die Männer warteten schweigend, bis der gelbe Ball der Sonne den Horizont zeigte. Dann ritten sie los. Die Hufe erzeugten ein helles, klapperndes Geräusch auf dem nackten Felsboden.
Der vorderste Reiter verfiel in Trab, dann in Galopp. Funken stoben unter den Pferdehufen auf. Das Geräusch ihrer Schritte steigerte sich

zu einem dumpfen, dröhnenden Trommeln, während ihr Tempo mehr und mehr wuchs.

Ihr Ziel war der kleine, verlassene Ort, am Fuße des Yor-Marathaar…

***

Der Mann war verängstigt, müde und am Ende seiner Kräfte. Seine Kleider waren zerrissen, und auf seiner Stirn glänzte feiner, kalter Schweiß. Er hing mehr zwischen den Armen seiner Bewacher, als er stand. Wahrscheinlich wäre er zusammengebrochen, wenn die beiden Barbarenkrieger ihn losgelassen hätten.

»Wer ist das?« fragte Damona.

Old Rainbow wiegte den Kopf. »Ein Gefangener. Einer aus dem Dorf unten, glaube ich. Ich frage mich nur, wie er es geschafft hat, den magischen Schirm zu durchbrechen.« Er ging zu dem Gefangenen hinüber, baute sich vor ihm auf und sagte etwas auf Griechisch.

Der Mann antwortete in der gleichen Sprache. Seine Stimme klang matt und zittrig. Die Wachen hatten ihn vor wenigen Augenblicken hereingeschleift, gerade, als Damona und Mike wieder in ihr Quartier zurückkehren wollten. Nun waren sie selbstverständlich geblieben. Old Rainbow drehte sich um und schlurfte zu Damona zurück.

»Er will Triadi sprechen«, murrte er. »Mir antwortet er nicht.«

Mike grinste. »Verständlich.«

Old Rainbow quittierte die Bemerkung mit einem giftigen Blick und murmelte sich etwas in den Bart. »Triadi wird jeden Augenblick hier sein«, sagte er laut. »Ich habe ihn bereits rufen lassen.«

Der Mönch erschien wie auf ein Stichwort. Er erfaßte die Situation mit einem Blick, eilte auf den Gefangenen zu und bedeutete den Wachen mit Gesten, ihn loszulassen. Der Mann schwankte und konnte offenbar kaum noch aus eigener, Kraft stehen. Die beiden Krieger blieben in Reichweite, um im Notfall sofort hinspringen zu können.

Triadi redete leise auf den Gefangenen ein. Der Mann antwortete stockend und mühsam. Damona verstand zwar ein paar Brocken Griechisch, aber lange nicht genug, um der Unterhaltung folgen zu können. Aber allein das, was sie sah und herauszuhören glaubte, ließ ein ungutes Gefühl in ihr aufkeimen. Triadis Gesichtsausdruck verfinsterte sich immer mehr.

Schließlich wandte er sich mit einem Ruck um und trat auf Damona zu.

»Es ist schlimmer, als wir dachten«, sagte er dumpf. »Wir müssen fliehen.«

Damona zuckte zusammen. Nach allem, was sie erlebt hatte, schockierte sie diese Nachricht immer noch.

»Warum?« fragte sie mühsam beherrscht.

Triadi lachte humorlos auf. »Ich habe einen furchtbaren Fehler

begangen, Damona. Wir alle haben uns übertölpeln lassen. Ich vor allem.«

Mike räusperte sich ungeduldig. »Was ist passiert?« fragte er. »Vor allem – wie kommt dieser Mann hierher. Ich dachte, euer magischer Schild…«

Triadi winkte ab. »Der Schild hält alles Lebende ab, das stimmt. Aber nur, solange es sich dabei um Feinde handelt. Dieser Mann hat sein Leben riskiert, um uns zu warnen. Ich hoffe nur, er ist nicht zu spät gekommen.« Er schloß die Augen, ballte die Hände zu Fäusten und stöhnte unterdrückt. »Umsonst«, flüsterte er. »Alles umsonst…«

»Was war umsonst?« fragte Damona.

»Alles, was wir getan haben. Wir haben die ganze Zeit über angenommen, daß die Moordrohr uns auf magischem Wege angreifen würden. Aber alles, was sie taten – die Spinnenmonster, die Ameisen… das alles diente nur zur Ablenkung. Ein geschickter Schachzug, um uns in Sicherheit zu wiegen. Und wäre Costa nicht gewesen…«

»Du meinst«, sagte Mike fassungslos, »dieses ganze Blutvergießen war sinnlos?«

»Blutvergießen ist immer sinnlos«, antwortete Old Rainbow an Triadis Stelle. »Gewalt ist nie eine Lösung. Keine Lösung auf lange Sicht, jedenfalls.«

»Wir haben keine Zeit, zu philosophieren«, wandte Triadi ein.

»Wir müssen weg.« Er drehte sich um, rief den Kriegern ein paar knappe, befehlende Worte zu und wandte sich dann wieder an den Ex-Dämon. »Alarmiere die anderen. Wir treffen uns beim magischen Spiegel. Ich hoffe, die Zeit reicht noch.«

»Vielleicht erklärt mir endlich mal einer, was überhaupt los ist!« begehrte Mike auf.

»Das ist leicht gesagt«, antwortete Old Rainbow. »Dieser ganze verdammte Berg wird in wenigen Augenblicken in die Luft gesprengt. Wenn ich du wäre, Mike, würde ich versuchen, dann nicht mehr hier zu sein.«

***

Triadis Finger fuhren in einer beschwörenden Geste über die Oberfläche des Spiegels. Das Glas schien sich zu kräuseln. Ein heller, klagender Ton lag sekundenlang in der Luft und verging. Der alte Mönch drehte sich mit hängenden Schultern um. Auf seinem Gesicht mischten sich Mutlosigkeit mit Verzweiflung.

»Er ist bereit«, murmelte er. »Flieht.«

Damona schüttelte den Kopf. »Nicht, bevor ihr nicht in Sicherheit seid. Wir warten.«

»Das nutzt niemandem«, widersprach Triadi.

Damona schlug bekräftigend mit der Hand gegen Excalibur, das wieder an ihrem Gürtel hing. »Wir können immer noch angegriffen werden«, sagte sie. »Selbst hier. Ohne Excalibur seid ihr schutzlos. Wir bleiben!«

Der Ton, in dem sie die letzten Worte aussprach, duldete keinen Widerspruch. Triadi schien das einzusehen. »Außerdem schuldest du uns noch eine Erklärung.«

»Sie ist einfach. Wie alle guten Pläne ist der Plan der Moordrohr einfach.« Er bewegte sich unruhig und sah immer wieder zum Eingang hinüber. Der Raum begann sich allmählich zu füllen.

»Yor-Marathaar wurde nicht zufällig an diesem Ort erbaut«, begann Triadi. »Als unsere Vorfahren mit dem Bau begannen, wählten sie den Ort sorgfältig. Ihr wißt viel über Magie, mehr als die meisten normalen Menschen, aber es gibt Dinge, die ihr nicht wißt. Dazu gehört, daß Magie nichts Übernatürliches ist.«

»Sondern?« fragte Mike.

»Eine Auswirkung der einzigen Kraft, die das Universum zusammenhält. Energie«, sagte Triadi. »Einer eurer großen Denker hat einmal gesagt, Materie und Energie seien dasselbe. Er kam der Wahrheit näher, als er glaubte.«

»Und was hat das mit uns zu tun?«

»Viel. Denn auch wir brauchen, wenn auch in geringem Maße, Energie. Deshalb erbauten wir Yor-Marathaar über einem erloschenen Vulkan. Eine Kraftquelle, die nie versiegt.«

Mike wurde bleich. »Soll das heißen, daß dieses ganze verdammte Kloster wie ein Korken auf einem Vulkankrater sitzt?« krächzte er.

Triadi lächelte flüchtig. »So ungefähr. Natürlich ist er lange erloschen. Aber seine Glut schläft nur. Tief unter uns im Fels brodelt immer noch Magma. Das alte Feuer ist noch da. Darauf beruht der Plan der Moordrohr.«

»Aber wie…«

»Ein paar geschickt plazierte Sprengladungen«, sagte Waarlam, der hinter sie getreten war, »und der Krater bricht auf. Keine Macht des Universums kann uns dann noch schützen. Die Moordrohr haben nur einen geringen Teil der Dorfbevölkerung gegen unsere Befestigungen geschickt. Die anderen sind dabei, die Sprengladungen vorzubereiten.«

Mike keuchte. Sein Blick wanderte nervös zwischen Triadi und Waarlam hin und her.

»Warum«, fragte er schließlich, »sind wir dann noch hier?«

Waarlam lächelte sanft. Er drehte sich um, blickte forschend über die mittlerweile eingetroffenen Krieger und nickte dann. »Es sind alle da. Gehen wir.«

Triadis Finger berührten den Spiegel. Ein helles, mildes Licht glomm hinter dem Glas auf.

Der erste Mann betrat den Spiegel. Seine Umrisse verschwammen.

Der Körper wurde transparent und löste sich schließlich auf. »Der nächste.«

Ein zweiter Barbar trat durch den Rahmen. Das geheimnisvolle Leuchten hinter dem Glas war stärker geworden.

Damona wartete ungeduldig, bis auch der letzte Krieger verschwunden war.

Dann trat sie zögernd auf den Spiegel zu. Kurz, bevor sie ihn berührte, blieb sie noch einmal stehen und drehte sich zu Triadi um.

»Werden wir uns wiedersehen?« fragte sie.

»Vielleicht. Aber es wird lange dauern«, antwortete Triadi. »Geh jetzt. Die Zeit wird knapp.«

Damona zögerte noch immer. Nachdem die Krieger verschwunden waren, war in dem kleinen Raum eine fast bedrückende Stille eingetreten. Außer ihr befanden sich nur noch Waarlam, Triadi, Mike, Old Rainbow und Costa hier unten. Alle anderen waren bereits gegangen. Oder gestorben, fügte sie in Gedanken hinzu. Vor ihrem Auge tauchte noch einmal das Bild des Versammlungsraumes auf, wie sie es heute morgen gesehen hatte. Sie sah noch einmal all die Wesen, die Freunde, die herbeigeeilt waren, um den Sehenden Wächtern bei ihrem verzweifelten Kampf beizustehen. Und sie ließ noch einmal den kleinen, verlorenen Haufen an sich vorbeiziehen, der vor ihr durch das magische Tor getreten war. So viele waren gekommen, und so wenige hatten überlebt. Sinnlos gestorben, Opfer eines teuflischen Planes, den sich teuflische Gehirne ausgedacht hatten. Plötzlich flammte Zorn in ihr auf.

Sie fuhr herum und starrte Triadi wild an. »Kann man wirklich nichts mehr tun?« fragte sie verzweifelt.

»Doch, Damona King. Man kann«, antwortete eine Stimme hinter ihr.

Damona fuhr mit einem entsetzten Keuchen herum. Sie kannte diese Stimme. Ihr Blick saugte sich am Gesicht des alten Bauern fest.

Die Augen des Mannes begannen in einem höllischen Feuer zu glühen.

Seine Gestalt veränderte sich, wurde größer, schlanker und weicher. Seine Gesichtshaut straffte sich. Das Haar wurde wieder hell und wuchs.

Die Verwandlung war in wenigen Augenblicken abgeschlossen.

Der Körper des alten Mannes hatte sich in den einer jungen, bedrückend schönen Frau verwandelt. »*Bastarda!*« keuchte Damona.

***

Die Männer jagten ihre Pferde dem Dorf entgegen. Das Donnern der Hufe ließ die umliegenden Berge vibrieren. Von den Nüstern der Tiere tropfte weißer, flockiger Schweiß. Ihr Atem ging keuchend und

stoßweise. Aber die Reiter trieben die Tiere an, gruben ihnen die Fersen in die Seite und beugten sich tief über ihre Hälse. Wie eine Horde apokalyptischer Reiter donnerten sie den schmalen Bergpfad herab, erreichten die Hochebene und drangen in einer weit auseinandergezogenen Linie in das Dorf ein.

Die Hetzjagd endete erst dicht vor dem Marktplatz. Die Tiere scheuten, als sie die fünf reglos dahockenden Gestalten der Moordrohr erblickten. Selbst durch Zurufen und Schlagen schienen sie nicht mehr dazu zu bewegen, sich den Männern weiter zu nähern.

Schließlich stiegen die Reiter ab und näherten sich dem Marktplatz zu Fuß.

Ihre Gegner erwachten langsam aus ihrer Starre. Wie riesige, lebensechte Steinskulpturen, die durch einen magischen Zauber zum Leben erweckt wurden, erhoben sie sich und gingen den Sehenden Wächtern mit hölzernen Schritten entgegen. Aber ihre Bewegungen wurden mit jedem Augenblick geschmeidiger.

»Ihr seid also gekommen«, murmelte ihr Anführer, als sich die beiden Gruppen reglos gegenüberstanden. »Erstaunlich. Ich hätte nicht gedacht, daß ihr den Mut dazu aufbringt.« Er lachte rauh. »Es hätte eher zu euch gepaßt, wenn ihr euch dort oben verkrochen und vor dem Ende gezittert hättet.«

Die Mönche antworteten immer noch nicht. Schweigend und reglos standen sie den Moordrohr gegenüber und musterten sie mit versteinerten Gesichtern.

»Ihr wollt also kämpfen!« Ein höhnisches Auflachen lief durch die Reihe der Blutgötter. »Wie ihr wollt. Kommt!«

In den Händen der Männer lagen plötzlich kleine, schwarzschimmernde Dolche. Ihre Körper begannen in sanftem, blauem Licht zu glühen.

Die Mönche rührten sich immer noch nicht.

Ihr Schweigen schien den Anführer der Moordrohr zu reizen. Er tänzelte nervös auf der Stelle, schwang drohend seinen Dolch und winkte auffordernd. »Ihr habt noch eine Chance«, sagte er kichernd.

»Ergebt euch uns. Stellt euch in unseren Dienst, und wir schenken euch euer jämmerliches Leben. Wir können fähige Männer wie euch gebrauchen.«

Die Reihe der Sehenden Wächter trat einen Schritt vor. Zwischen ihnen und den Blutgöttern lagen jetzt nur noch wenige Meter – und die fünf flachen Tümpel, in denen die eigentliche Körpersubstanz der Moordrohr brodelte…

Die Blutgötter begriffen die Gefahr erst, als es zu spät war. Die Mönche sprangen warnungslos vor. In ihren Händen blitzten Waffen. Ein gellender, beinahe erfreuter Aufschrei lief durch die fünf besessenen Körper, als die Mönche auf sie zujagten. Ihre kleinen,

schwarzen Dolche flammten in einem höllischen Licht auf.

Aber das Ziel der Sehenden Wächter waren nicht die Blutgötter!

Vielleicht begriffen die Moordrohr im letzten Augenblick noch, was ihre Gegner wirklich vorhatten, aber selbst den ungeheuer schnellen Reaktionen dieser Wesen waren Grenzen gesetzt.

Die Mönche ignorierten die drohend vorgestreckten Waffen der Moordrohr und stürzten sich mit ihrem ganzen Körper in die Bluttümpel…

Ein sengender Blitz löschte das schwindende Tageslicht aus. Eine grelle Stichflamme erhob sich aus dem Zentrum des Dorfes. Der Boden bebte, hob sich und sackte dann mit einem vernichtenden Schlag wieder zurück. Für einen winzigen Augenblick schien die Zeit stillzustehen…

Als die Flamme in sich zusammensank, war der Platz zwischen den Häusern leer. Die Bluttümpel waren verschwunden, und mit ihnen hatten sich die Körper der Moordrohr in nichts aufgelöst. Dort, wo vorher die Pfützen öligen Dämonenblutes gewesen waren, lagen jetzt fünf braungekleidete, verkrümmte Leichen. Auf ihren Gesichtern lag ein seltsam friedfertiger, beinahe glücklicher Ausdruck…

***

Damona wich mit einem entsetzten Keuchen zurück. Ihr Blick saugte sich an der schlanken Frauengestalt vor ihr fest.

Bastarda!

Sie war es gewesen. Das bohrende, drängende Gefühl, etwas Wichtiges vergessen, übersehen zu haben – jetzt wußte sie, woher es kam. Bastarda! Die Dreimalgroße, Herrscherin der Nacht oder *wie* immer sie sich gerade nannte… wie hatte sie nur annehmen können, daß Bastarda, die zu einem Drittel aus einem Blutgott bestand, sich aus diesem Kampf heraushalten würde! Der Moordrohr in ihr war durch die Verschmelzung mit der Hexe Crysel Thoran und der der Werwölfin Liar keineswegs geschwächt worden, sondern eher stärker. Und sie hatte geduldig gelauert, bis der beste Augenblick zum Eingreifen gekommen war.

Bastarda lächelte höhnisch, als könne sie Damonas Gedanken lesen. Wahrscheinlich konnte sie es wirklich.

»Es ist nett von euch, alle zusammenzukommen«, sagte sie spöttisch. »Das erspart mir die Arbeit euch suchen zu müssen.«

Damona stöhnte.

»Wie…«

»Wie ich es geschafft habe, hierherzukommen?« Bastarda lachte hell und spitz auf. »Einer Sterbenden soll man ihren letzten Wunsch erfüllen, nicht? Ich werde es dir sagen. Costas Körper bildete einen ausgezeichneten Überträger für mich. Dieser Narr hat allen Ernstes

angenommen, unsere geistige Fessel sprengen zu können. Und ihr«, sie schüttelte den Kopf und musterte Triadi und Waarlam voller Verachtung, »seid ebenfalls darauf hereingefallen. Ihr enttäuscht mich. Ich hätte mehr erwartet.« Sie warf den Kopf in den Nacken und lachte schallend. »Ich habe lange auf diesen Augenblick gewartet, Damona.«

»Ich auch«, sagte Damona. Sie spannte sich. Aber sie kam nicht dazu, anzugreifen.

Neben ihr erscholl ein wütender Aufschrei. Old Rainbow löse sich mit einem Sprung aus seiner Starre und riß sein Schwert aus der Scheide. »Hexe!« brüllte er.

Bastarda wartete den Angriff des Dämons seelenruhig ab. Old Rainbow riß seine Waffe in die Höhe und holte aus. Aber er beendete die Bewegung nie. Bastardas Hand zuckte in einer schlangengleichen Bewegung hoch. Ein dünner, vielfach verästelter Blitz züngelte nach dem Brustpanzer des Dämons, schmetterte ihn zu Boden und hüllte ihn für Sekunden in eine feurige Lohe. Old Rainbow schrie auf, ließ die Waffe fallen und krümmte sich zusammen.

»Nun zu dir«, sagte Bastarda, ohne sich weiter um den verletzten Dämon zu kümmern.

Damona sprang warnungslos vor. Excalibur schien ihrer Hand regelrecht entgegenzuspringen. Sie spürte, wie der Schwertgriff unter ihren Fingern zu beben begann, als die Waffe die Nähe der Superdämonin fühlte.

Bastarda duckte sich blitzschnell, wich mit zwei, drei Schritten zurück und musterte die Waffe in Damonas Hand haßerfüllt. »Was ist das, Hexe?« zischte sie. »Ein neuer Trick?«

Statt einer Antwort setzte Damona zu einem weiteren Hieb an. Die rasiermesserscharfe Schneide zischte singend auf Bastarda nieder, verfehlte sie um wenige Millimeter und schrammte funkensprühend über den Boden.

Bastarda schrie wütend auf, sprang abermals zurück und murmelte eine Verwünschung. In ihren Händen erschienen plötzlich ein riesiger, dreieckiger Schild und ein Morgenstern mit fast kopfgroßer Kugel. »Gut, Hexe«, zischte sie. »Wenn du so kämpfen willst – dann stirb!«

Mit dem letzten Wort sprang sie vor und ließ den Morgenstern wuchtig auf Damona niedersausen.

Excalibur zuckte in einer Bewegung hoch, die zu schnell war, als daß das Auge ihr noch folgen konnte. Das Schwert schien sich in einen silbernen Schemen zu verwandeln. Die Klinge schlug mit ungeheurer Wucht gegen die niedersausende Stahlkugel, schleuderte sie aus der Bahn und prellte Bastarda die Waffe aus der Hand.

Damona wich schweratmend zurück. Das Schwert in ihrer Hand vibrierte. Sie spürte die Kraft, die in der schmalen Klinge lauerte, nun deutlicher als je zuvor. Nicht sie war es, die Excalibur beherrschte,

sondern Excalibur beherrschte sie. Sie war nur Statist, wenig mehr als eine unbeteiligte Zuschauerin in dieser Schlacht der Erzdämonen.

Bastarda fluchte, bückte sich nach ihrer Waffe und ging erneut zum Angriff über. Die zentnerschwere Stahlkugel schien in ihren Händen vollkommen gewichtslos geworden zu sein. Die Waffe ruckte hoch und verwandelte sich in einen wirbelnden Kreis aus tödlichen Dornen.

Damona wich mit einer spielerischen Bewegung aus. Sie fühlte sich plötzlich wie eine Marionette, an deren Fäden ein unsichtbarer Spieler zog. Arme und Beine bewegten sich wie von selbst, parierten, schlugen zu, wehrten ab, wichen aus. Die Stahlkugel des Morgensterns zischte an ihr vorbei, schlug Funken und Steinsplitter aus der Wand in ihrem Rücken und hob sich zu einem weiteren Hieb.

Bastarda führte ihn nie zu Ende.

Excalibur zuckte plötzlich in Damonas Händen hoch. Eine ungeheure Kraft riß die junge Hexe nach vorne. Das Schwert zuckte mit einer schlangengleichen Bewegung auf Bastarda zu, hämmerte durch den Schild und bohrte sich in die Brust der Superdämonin.

Bastarda erstarrte. Auf ihrem Gesicht erschien ein ungläubiger, entsetzter Ausdruck. Ihre Hand öffnete sich. Der Morgenstern polterte zu Boden.

Damona taumelte zurück und riß das Schwert an sich. Bastarda wankte. Auf ihrem weißen Gewand erschien langsam ein großer, öliger Fleck schwarzen Dämonenblutes. Sie taumelte einen halben Schritt zurück, brach langsam in die Knie und ließ den Schild fallen.

Ihr Blick hing noch immer wie gebannt an Damonas Gesicht.

Dann, von einer Sekunde zur anderen, verschwand sie.

Damona ließ sich keuchend gegen die Wand sinken. Die Halle begann sich um sie herum zu drehen. Sie spürte nicht mehr, wie der Boden zu beben begann, wie Mike sie behutsam bei den Schultern nahm und auf den magischen Spiegel zuführte. Alles, was sie wahrnahm, war ein greller Blitz, mit dem ihr Bewußtsein verlosch…

***

Vor einer Sekunde war die Nische noch leer gewesen. Jetzt stand dort ein Mann.

Hätte jemand den Vorgang beobachtet, wäre er wahrscheinlich vor Entsetzen schreiend davongelaufen. Aber es gab niemanden, der die Ankunft des Fremden hätte beobachten können. Es war lange nach Mitternacht, und selbst die Millionenstadt Sydney schlief um diese Zeit. Der Mann war der einzige Mensch, der sich auf der kaum beleuchteten Nebenstraße aufhielt.

Er stand sekundenlang reglos da, schüttelte dann den Kopf und stöhnte leise. Hinter seiner Stirn tobte ein Chaos. Erinnerungen purzelten durcheinander, ordneten und vermischten sich wieder. Er

glaubte sich zu erinnern, wie er hieß, wo er wohnte… Ein kleines Haus am Stadtrand von Sydeny, eine Frau, drei Kinder, ein Hund … ein langweiliger Job in einer Bank und die Wochenendausflüge in den Busch, die ihn für all die kleinen Frustrationen des Alltages entschädigten…

Dann griff eine grausame, übermenschlich starke Hand aus den Tiefen seiner Seele nach seinem Denken und schaltete es aus. Als der Mann die Augen zum zweiten Mal öffnete, war sein Blick nicht mehr der eines Menschen.

Das Ding in der Gestalt eines Menschen stand minutenlang reglos da und starrte den Himmel an.

Gefangen…

Sein Körper war vernichtet, endgültig und unwiderruflich zerstört. Es war aller Macht beraubt. Magie, Zauberei, PSI-Kräfte – all dies bedeutete für ihn nicht mehr, als es für den Mann bedeutet hätte.

Aber es besaß etwas, das er nicht hatte.

Wissen.

Das Wissen eines uralten, bösen Dinges. Es war gefangen im Körper dieses Menschen, eingekerkert in ein lebendes Gefängnis mit all seinen Unzulänglichkeiten. Aber es wußte, daß es nicht allein war.

Außer ihm gab es noch vier andere, Menschen nach außen hin, Moordrohr in ihrer Seele. Es würde sie finden. Es wußte noch nicht, wie, aber es würde sie finden.

Irgendwann.

***

Über ihr glitzerte das Silberband der Milchstraße als sie erwachte.

Sie bewegte sich. Ihre Glieder schmerzten. Etwas Weiches, Kühles kitzelte ihren Nacken. Sie drehte den Kopf, blinzelte, sah noch einmal hin und blinzelte wieder.

»Du träumst nicht«, sagte Mike. »Wir leben noch. Und wir sind zu Hause.«

Damona richtete sich stöhnend auf. »Was ist passiert?« fragte sie mühsam.

»Du erinnerst dich nicht?«

Sie nickte. »Doch. Aber… wie kommen wir hierher? Und wo sind wir?«

»Ich habe dich in den Spiegel gezerrt, nachdem du ohnmächtig geworden bist«, sagte Mike kopfschüttelnd. »Ich sag ja – läßt man dich nur einen Augenblick allein, stellst du allen möglichen Unsinn an.«

Damona sah an sich herab. Sie trug noch immer das blutdurchtränkte, zerrissene Nachthemd. Um ihre Taille schlang sich ein schmaler, schuppiger Silbergürtel.

Sie tastete unwillkürlich nach dem Schwert. Es war noch da.

»Wo sind wir?«

»In London«, sagte Mike. »Vermutlich. Aber du kannst ja den Polizisten fragen, der dort drüben kommt.« Er setzte sich vollends auf und grinste schadenfroh. »Ich bin sicher, er wird sich brennend dafür interessieren, was ein halbnacktes Mädchen nachts um halb drei im Neglige und mit einem armlangen Schwert bewaffnet im Hyde-Park zu suchen hat.«

Damona seufzte.

Über den kurzgeschnittenen Rasen kam tatsächlich ein Polizist auf sie zumarschiert. Und der Ausdruck auf seinem Gesicht verhieß nichts Gutes.

»Wird nicht einfach werden«, sagte Mike.

Damona seufzte erneut.

Mike hatte recht. Bei solchen Dingen hatte er meistens recht.

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 67 »Damonas schwarze Schwester«

[2]Siehe Damona King Nr. 66 »Die Spiegelwelt«